



№ 35, III. Jahrgang.

Abonnements  
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-  
handlungen und Postämtern des deutschen Reiches  
entgegen.

Ausgegeben am 25. Mai.  
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1883 bis dahin 1884.

Abonnements-Preis  
bei allen Buchhandlungen & l. - pro Quartal;  
bei sämtlichen Postämtern & 1.20 pro Quartal.  
Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

## Die Schloßfrau von Scharfenstein.

Roman von G. von Wald.  
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Nachdem Friederike von  
Mutter geblieben war  
und wurde freudig  
von ihrem Gatten em-  
pfangen.

Berger hatte sie ge-  
beten, jetzt noch nicht mit  
Theobald über sein Kind  
zu sprechen, unwillkürlich  
verschwieg sie ihm über-  
haupt, daß sie den Rechts-  
anwalt gesprochen, auch  
das eigene Geheimniß be-  
wahrte sie mit mädchen-  
hafter Schüchternheit.  
Fast ängstlich befürchtete  
sie eine Entdeckung, das  
machte sie besorgen. Zu-  
weilen bemerkte Theobald  
Zeichen von heimlich ver-  
gossenen Thränen, er er-  
hielt auf seine Fragen  
nur ausweichende Ant-  
worten.

Zu seinem Erstaunen  
erkannte er an der Hand-  
schrift, daß sie einen  
Brief von Berger erhalten  
hatte, den sie ihm ver-  
schwieg. Alles dies wirkte  
niederdrückend auf seine  
Stimmung. Gerechtigkeit,  
Mißtrauen bemächtigte  
sich seiner, ible Launen,  
die ihm bis jetzt fremd  
gewesen waren, stellten sich  
ein, die Voraussetzungen  
Adelheids, so sehr er sie auch mit tausend und aber  
tausend Gründen zurückzuweisen versuchte, gewonnen immer  
mehr Wahrscheinlichkeit für ihn.

Es lag wie ein Alp, wie eine Gewitterschwüle über

Feldern noch kurze Zeit bei ihrer  
fuhr, sie nach Scharfenstein zurück

Scharfenstein, beide Gatten fühlten es, beide litten darunter,  
doch wagte es keiner, durch ein offenes Wort diese trübe  
Stimmung zu veräus-  
schen.



Eine alte Büste Karls des Großen. (Zeit. Seite 559.)

Einmal noch schien der  
Himmel wieder klar und  
freundlich über Schloß  
Scharfenstein: Theobald  
ahnte das Glück, das  
ihm durch seine Gattin  
werden sollte, erröthend  
gestand sie es ihm ein.  
Doch auch diese frohe  
Aussicht vermochte nicht  
ganz das alte unbe-  
fangene Verhältnis wie-  
der herzustellen.

Christiane von Wa-  
tersbach stand aufge-  
richtet vor ihrem Gatten,  
Thränen des Jornes  
füllten ihre Augen, sie  
war schön in diesem  
Augenblick, aber sie glich  
der Unheil verkündenden  
Göttin der Rache.

„Ich fordere von Dir  
als Dein angetrautes  
Weib, daß Du meine  
Rechte wahrst. Herr von  
Schlieman hat mir con-  
sequent den Rücken ge-  
lehrt, nicht nur bei einer,  
nein bei verschiedenen Ge-  
legenheiten; seine Frau,  
von ihrem Manne,  
setzt die gehässigten Gerüchte von mir in Umlauf, sie hat  
es dahin gebracht, daß die Damen der Regierung und der  
Offiziere mein Haus meiden, daß sie die gebotenen Höflich-

feitsrächstigen aus dem Auge lassen, man refäsit unsere Einladungen, man erwidert sie nicht. Um allen Ungezogenheiten die Krone aufzusetzen, ging heute Morgen der Regierungsrath von Schliemann, Dein Regierungsrath, bei mir, Deiner Gattin, vorüber und grüßte mich nicht."

"Er ist kurzichtig, er wird Dich nicht erkannt haben," entgegnete der Präsident begütigend.

"Du versuchst Alles zu entschuldigen, doch ich bleibe dabei, Herr von Schliemann bittet mich um Verzeihung, oder ich sehe mich genöthigt, da ich meine Ehre nicht selbst vertheidigen kann, ein Haus, einen Kreis zu verlassen, in dem mir ungenügend solche Behandlung widerfährt, und mich zu meiner Schwelger zu begeben, wo ich in Ruhe und Frieden leben kann."

Erhobenen Hauptes verließ sie das Zimmer, Unheil verkündend hörte Herr von Watersbach noch lange im Nebenzimmer das Mäuschen ihrer Schleppe, das Knistern der schweren schwarzen Seide, die sie trug.

"Diese unseligen Staatshercein, an Allen trägt diese intrigante Person, diese Frau von Deagenfeld die Schuld, die heßt und gießt Del in's Feuer, wo sie nur kann. Aber Christiane hat insofern Recht, es geht nicht länger so, eine offene Aussprache unter Männern wird mit Leichtgläubigkeit das alte gute Verhältniß wieder herstellen. Das alte gute Verhältniß, ja, ja," sezte der bestürmte Mann in einem Tone hinzu, der nur zu deutlich zeigte, daß er sehr wenig davon glaubte; er gedachte mit stiller Behmuth der Zeiten, wo dies noch bestanden, doch er wollte sein Möglichstes thun, um es wieder herbeizuführen. Anfang des nächsten Monats sollten endlich jene Kinder kommen — wie er sich nach ihren frohlichen Stimmen sehnte! Dann sollte Ruhe und Friede herrschen in und außer dem Hause. Die Eltern sollten einträchtig Hand in Hand gehen, sie sollten nicht zwischen Eifer und Unfrieden getheilt werden. So, so sollte es sein, dann hoffte er das Beste.

Christiane hatte bis jetzt noch nicht den Wunsch ausgesprochen, die Kinder kommen zu lassen, er hatte es selbst sagen müssen, sie hatte natürlich dagegen keine Einwendungen erhoben, wohl aber that sie, als ob es sie gekränkt habe, daß dieses Verlangen nicht schon längst von ihm gestellt worden sei, was Mangel an Vertrauen und Liebe beweise. Vielleicht hätte er es schon längst thun sollen, ihre Gedanken wären dadurch vielleicht auf andere Bahnen gelenkt, manches Unangenehme vermieden worden.

Eines blieb noch zu besprechen, die Umänderung bezüglich der Kinderheute. Christiane mußte dann ihr kleines himmelblaues Boudoir opfern und — das würde gewiß heftige Stämpfe kosten.

Er machte sich zum Ausgehen fertig, in der Absicht, zu Herrn von Schliemann zu gehen, sich offen mit ihm auszusprechen; zufällig ließ derselbe sich in diesem Augenblicke in dienstlichen Angelegenheiten melden.

Nachdem das Dienstliche erledigt war, feuerte Herr von Watersbach offen auf sein Ziel zu. Herr von Schliemann war hoch erfreut, daß sich endlich eine Gelegenheit bot, sein Herz offen auszusprechen, man kam zu der Ueberzeugung, daß beiden Damen wohl die Schuld beizumessen sei und trennte sich mit dem gegenseitigen Versprechen, so bald als möglich eine Einigung und Versöhnung herbeizuführen. Leider hatten die Herren — besonders der Präsident — aber die Rechnung ohne ihre Frauen gemacht, sie stießen auf heftigen Widerstand, keine wollte den ersten Schritt thun, und die Sache stand schlimmer denn je. Es kam in Folge dessen zu einer erregten Scene zwischen Herrn von Watersbach und Schliemann. Ersterer ließ sich hinführen, heftig zu werden und wohl mehr zu sagen, als er es eigentlich beabsichtigte; die Folge davon war, daß der Regierungsrath seinen Abschied einreichte, angeblich, um die Beaufsichtigung seiner Güter zu übernehmen, in Wirklichkeit aber aus einem ganz anderen Grunde.

Die ganze Stadt verfolgte mit gespannter Neugier den Gang dieser höchst interessanten Angelegenheit, man verdamnte hauptsächlich, und mit Recht, Christianen, indem man ihre die Schuld beimäß, das ganze unglückliche Verhältniß heraufbeschworen zu haben.

Einige Bekannte des Hauses Schliemann trafen um diese Zeit den Rechtsanwält Berger auf der Straße und theilten ihm die Neuigkeit, daß Herr von Schliemann den Abschied eingereicht habe, mit, es schien dies jedoch wenig oder gar kein Interesse für ihn zu haben.

"Nun, wohl wichtige Sachen zu bedenken, Herr Doctor?" sagte er der Herren.

"D ja, es geht Einem so Manches in Kopfe herum."

So war es auch, er hatte vor einer Stunde einen Brief vom Grafen Feldern aus der Schweiz erhalten, der allerdings seine Gedanken vollständig beanspruchte, mehr aber und in weit größerem Maße sein Gemüth, sein Herz, sein ganzes Sein alterirte.

Der Brief lautete:

"Gehrter Herr Rechtsanwält!

Leider gefallt mir der leidende Zustand meiner Gattin nicht, eine Angelegenheit persönlich zu ordnen, deren schnelle Regulirung mir um so wünschenswerther ist, als nicht nur meine Kasse dabei bedeutend engagirt ist, sondern auch mein und meines alten seligen Freundes Wentland gute Namen in Gefahr sind. Aus beiliegenden Correspondenzen mögen Sie ersehen, worum es sich handelt. Kurz will ich nur mittheilen, daß ein Ganner den leidenden Zustand meines Freundes benutzte, um auf seinen Namen vom Bankhause Fahland in Hamburg eine Summe von 10 000 Thalern, zu denen noch die Zinsen kommen, zu erschwindeln. Er hat sich außerdem unterstanden, meiner Namen auf dem Wechsel als „Gutsfager“ zu fälschen. Das Bankhaus theilte mir, nachdem der bisherige Inhaber, kurz nachdem er das Geschäft seinem Sohn und Schwiegerohn übergeben hatte, plötzlich verstorben ist, diese mißliche Angelegenheit mit. Ich war natürlich auf das Höchste darüber erstaunt und hat, gegen Verhütung meines Ehrenwortes, daß ich die Summe zahlen würde, wenn der Wechsel verloren ginge, um Uebersendung desselben. Meine, meines Freundes Unterschriften sind gefälscht, und ich laur nicht umhin, den früheren Administrator des Geheimraths, der sich in der Provinz Posen angelaust hat, dieser Schändlichkeit zu verdächtigen. Ich bitte jedoch selbstredend diese letzte Mittheilung vollständig discreet als unter uns zu betrachten, da mir es fern liegt, einen unbegründeten Verdacht auszusprechen zu wollen. Ich bedauere lebhaft, daß die arme Geheimrätthin, aus Pietät für ihren Gatten, es übernommen hat, die Schuld zu deden, sobald die Erbschaft, die ihr aus Ungarn zugefallen ist, erhoben sein wird. Die arme Frau hat sich bestimmt viele Sorgen darüber gemacht und würde ich das Zartgefühl, mir nicht schon längst Mittheilung gemacht zu haben, wirklich übertrieben.

Also, verehrter Herr, in Ihre Hand lege ich die Regulirung der Angelegenheit, bei welcher wohl die Hilfe des Staatsanwaltes nicht zu umgehen sein wird. Es wird läß in den Bergen, ich verlasse morgen mit meiner armen Frau die schönen Alpen und werde wohl auch in diesem Winter meine liebe Heimath und die Weinen nicht sehen können. Die Vezzte rathen einen Aufenthalt in Skairo, wozu sich jedoch die Gräfin noch nicht recht entschließen kann, sie hot unüberwindliche Abneigung gegen die Seefahrt.

Zum Schluß bitte ich möglichst schnelligt die Sache in die Hand zu nehmen. Haus Fahland habe ich nur mit Mühe bezogen, dieselbe nicht direct dem Staatsanwält zu übergeben, ich fürchte, daß ein längerer Aufschub

sie in ihrem Entschlusse wankend machen wird. Mir wäre es lieb, erst klar zu sehen, wer der Schuldige ist, damit dieser strafrechtlich belangt werden kann.

Genehmigen sie den Ausdruck meiner Hochachtung, mit der ich bin Ihr sehr ergebener

Graf Feldern-Feldernburg."

Vor einer Stunde hatte Berger dieses Schreiben, den Wechsel und mehrere Briefe des Geschäftshauses, die sich auf diesen Fall bezogen, erhalten. Ihm stochte der Athem beim Lesen dieser Zeilen, die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen, ein Blick auf den Wechsel und er erkannte beide Unterschriften — wenn auch noch so täuschend nachgemacht — ganz sicher als Fälschungen, und unabweisbar stand es bei ihm fest, die Geheimrätin, nur die Geheimrätin hatte sie ausgeführt. Erschöpft sank er auf einen Sessel. Deswegen hatte Frau von Wentland hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, deswegen wurde der Sohn des Grafen herangezogen, deswegen mußte Friederike Theobald die Hand reichen.

Eine entsetzliche Perspektive öffnete sich vor ihm — schwarz wie ein Abgrund klappte es vor ihm auf. Dieser unheilvolle Fettel hatte sein Gesicht entschieden, er hatte ihm das Glück geraubt, wonach er sich in diesem Augenblicke wieder so unsagbar sehnte, und ihm erkor sich das Schicksal aus, die Schuldige, die Geheimrätin zu entlarven.

Sa, ja, das wollte er, mußte er es doch, war es doch seine Pflicht! Wild sprang er auf und wie ein Löwe im Käfig durchmaß er das Zimmer, das ihm heute im Raume viel zu eng bemessen erschien. „Friederike!“ rang es sich krampfhaft aus seiner Brust, der Name, der heißgeliebte Name fiel fast wie Frühlingswehen in seine Seele. „Friederike!“ rief er zum zweiten Male und Tropfen, heisse glühende Tropfen drängten sich unter seinen Wimpern hervor.

„Nein, das wäre ein schlechter Freund, Dich würde er ja mit zertrümmern; nein, in diesem Augenblicke mag es mir Gott verzeihen, daß die Liebe stärker ist als das Gefühl für die Pflicht!“ Sein Entschluß stand fest.

Noch an demselben Tage begab er sich zur Geheimrätin von Wentland.

Fast war es dunkel, als er vor der Thür ihrer Wohnung stand. Noch zögerte er, den Klingelzug zu berühren, endlich that er es, aber er schrak zusammen, als er den Klang der Glocke vernahm.

Das Mädchen fragte erlaunt den seltenen Besuch, der sich zu so ungewöhnlicher Stunde einstellte, nach seinem Wunschen.

„Welch Sie der Frau Geheimrätin den Rechtsanwalt Doctor Berger.“

Er wurde angenommen, die große dunkle Gestalt der Geheimrätin in den im Zwielicht liegenden Räumen hob sich silhouettenhaft von dem Fenster ab, durch welches das Licht der Straßenlaternen hereinfiel. Man sah nur die Conturen des Kopfes und der großen Figur, die regungslos da stand, wie aus dem Boden wachsend.

„Der Rechtsanwalt, ein Besuch zu solcher Stunde muß Wichtiges bedeuten.“

Berger nahm den dargebotenen Stuhl noch nicht an und wartete bis das Mädchen, welches Licht gebracht hatte, wieder hinausgegangen war. In voller Beleuchtung stand jetzt die Geheimrätin vor ihm. Wie bleich sah sie aus, wie war das Haar merklich ergaunt, wo war die einstige Fülle, die bis vor Kurzem noch immer jugendliche Elasticität. Die Züge waren schlaff und lebensmüde, nur in den Augen, da leuchtete noch das alte Feuer, doch strecher, unheimlicher als sonst schien es dort aufzuflackern.

„Nun, Sie machen mich wirklich gespannt.“

Berger schöpft tief Athem und begann: „Ich erhielt heute ein Schreiben von dem Grafen Feldern.“

„Von Graf Feldern?“ entfuhr es der Geheimrätin, sie setzte sich, Berger, der keinen Blick von ihr wandte, schien es,

als ob die Nennung dieses Namens sie der Kraft beraubte, sich auf den Füßen zu erhalten. —

Er hatte vergessen, wenn er gegenüber stand, jetzt war er ganz Ant — ganz Mann der Gerechtigkeit — er fuhr fort:

„Er schreibt — er machte eine kleine Banke — „man habe bei dem Wanthaufe Fahland“ — die Augen der Geheimrätin wurden groß und größer — „auf Ihres Gatten und auf seinen Namen“ — die Geheimrätin beugte den Oberkörper weit nach vorn, wie um jede Silbe hartnäckig zu verstehen — „10,000 Thaler durch Fälschung beider Unterschriften betrügerisch entnommen.“

„Entnommen!“ wiederholte eine dumpfe, rauhe Stimme. Sie erhob sich. „So?“ sagte sie tonlos, geisterhaft bleich im Gesicht.

„Kennen Sie diese Handschrift, gnädige Frau?“ Er zeigte den Wechsel, doch behielt er ihn vorsichtig in der Hand.

„Diese Handschrift?“ —

„Ist die Ihre!“

Mit einem Röcheln, welches aus der Kehle einer Sterbenden zu kommen schien, sank die Geheimrätin nieder, krampfhaft kniff sie die entfarbten Lippen zusammen, mit den Händen wehrte sie wie einen überirdischen Erscheinung ab, doch die Augen, die großen dunklen Augen gläsern auf die Gestalt gerichtet, die neben ihr saß.

„Gott sei Dank!“ entrang es sich Bergers Brust. „Nun habe ich Gewißheit, nun kann ich helfen!“ Er schellte. „Wasser, Essig!“ rief er dem zitternden Mädchen zu, die mehr slog als sie ging und das Bewußtse brachste. „Gehen Sie hinaus, die Frau Geheimrätin ist unwohl, ich werde schon allein mit ihr fertig.“

„Ach Sie sind ja Doctor; na dann ist's gut! Ach ich wußte es, ich wußte es, so mußte es einmal kommen, sie war ja immer so, so — ich weiß gar nicht wie. Ist sie denn todt, ganz todt?“

„Gehen Sie hinaus!“ rief Berger mit fester Stimme.

Frau von Wentland kam langsam zu sich, ihre Brust hob sich wieder, ihre Augen bekamen wieder Leben; die Kraft, die Stimme zu gebrauchen, schien sie noch nicht wieder gefunden zu haben, stumm, in sich selbst verunken, von Frost geschüttelt, kauerte sie in der Ecke des Sophas. Plötzlich schnellte sie auf, glühenden Blickes, bleichen Angeichts sprang sie auf Berger zu: „Was — was sagten Sie?“ rief sie freischend, doch der trat gelassen eine Schritt zurück und sah ihr voll im's Gesicht. „Ruhe, gnädige Frau, Ruhe! Sie sind in sicherer Hand!“

„Ich habe aber“ — sie konnte nicht mehr, wieder sank sie in die Kissen. Berger nahm neben ihr Platz, reichte ihr einen Schluß Wasser und ergriß ihr eiskalte Hand. Mit ruhiger, überzeugender Stimme, die gar keinen Widerspruch aufkommen ließ, redete er zu ihr. „Sie und kein anderer Mensch haben diese beiden Namen geschrieben, danken Sie Gott, daß den Grafen Feldern die glückliche Eingebung kam, mir diese Papiere zu senden, ich werde auf Mittel sinnen, Sie vor Dem zu retten, was unter anderen Umständen sicherlich ihr Loos gewesen wäre, vor irdischer Strafe, vor Verachtung, vor Schande.“

„Sie wollten? — Sie wollten?“ rief die Geheimrätin und ihre Wangen färbten sich leise.

„Ich will es!“

Schließend lag die stolze Baronin von Wentland zu seinen Füßen und umklammerte krampfhaft seine Knie.

„Stehen Sie auf, gnädige Frau, knien sie vor dem Höchsten und flehen sie ihn um Gnade an, doch nicht vor mir.“ Ihn jammerte dies einst so stolze und jetzt so gebrochene Weib, und das war Friederikes Mutter, die Mutter der Frau, die er jetzt und immer liebte. Sanft wie man einen Kinde, das den Schlaf nicht finden kann, ein Märchen erzählt, sprach er zu ihr, seine Stimme lang weich, er dämpfte sie noch und führte den Mund fast bis an ihr Ohr. Es mußten

försliche Worte der Linderung sein, die er ihr in die Seele tropfte, sie wirkten wie heilender Balsam, schweigend nickte sie mit dem Haupt, zumeilen lächelte sie wie im Traume, die Brust hob sich freier, als ob der schöne, schlank Mann an ihrer Seite eine Entlastung von ihr nähme.

„Ja, ja, so soll es sein — so soll es sein“ flüsterte sie tonlos vor sich hin. „So soll es sein.“

„Ich begleite Sie, so weit es gut ist,“ schaltete Berger ein.

„Ja — ja — so soll es sein.“  
Berger verließ die Geheimrätin, er überlieferte sie der Fürsorge der Dienerin, weil die gnädige Frau sehr matt und sehr angegriffen sei.

Bei hellem Sonnenschein erwachte Frau von Wentland am nächsten Morgen, ihr Aussehen, ihre innere Stimmung harmonierten wenig mit dem herrlichen Tage. Kaum hatte sie die Augen aufgeschlagen, erhob sie sich ihrer Gewohnheit entgegen sofort, schellte nach dem Mädchen, schrieb ein Billet an den Bürgermeister des Ortes, mit der Bitte, ihr möglichst schnell eine Postkarte für das österreichisch-ungarische Gebiet ausstellen zu wollen, da eine wichtige Nachricht, die sie von ihren dort wohnenden Verwandten erhalten habe, eine sofortige Abreise nach dort notwendig mache.

Nach kurzer Zeit hatte sie das gewünschte Papier in den Händen, ließ einige Sachen einpacken und begab sich zu ihrer Tochter Christiane.

Wenn Frau von Gatersbach überhaupt schon erkrankt war über den Besuch ihrer Mutter, die sie seit langer Zeit nicht gesehen hatte, so wunderte sie sich noch mehr über diese ungewöhnliche Stunde, zu welcher Zeit sie sonst noch nicht einmal aufzustehen pflegte. Das besonders bleiche Aussehen der Eintretenden frappte sie.

Nach kurzer, kühler Begrüßung sagte Frau von Wentland mit wahrhaft erschreckender Ruhe: „Das lange Befürchtete ist eingetroffen, die Fälschung ist entdeckt, in einer Stunde reise ich zu Friederike, ich werde ihr ein offenes Geständnis machen, sie soll es versuchen, ob sie das Unheil vom Haupte ihrer Mutter abwenden kann — sie rang einen Augenblick nach Luft, ein gehässiger Blick schoß aus ihren tief in den Höhlen liegenden Augen auf die Präsidentin — „was meine Tochter Christiane darauf geladen!“ Sie stand auf, Christiane schnellte in die Höhe: „So — so — ich — dachte ich's doch, daß es so noch kommen müßte!“

„Du und nur Du hast mich dazu verleitet, doch wie dem auch sei, ich nehme die ganze Schuld auf mich.“  
„Wie sich's gebührt,“ entgegnete Frau von Gatersbach spöttisch.

„Berger hat die Fälschung entdeckt!“

„Berger — der Glende!“ zischte Christiane.

„Schmähe ihn nicht, er ist der edelste Mensch, den ich kenne, er geleitet mich nach Scharfenstein, er will es versuchen, mich wenigstens vor dem Schlimmsten zu bewahren. Vor der Welt, beuge ich mich nach Ungarn zu meinen Verwandten, mein Aufenthalt bei Friederike muß tiefes Geheimniß sein, denn — ihre Stimme hatte die Sicherheit wieder verloren — „ein unglücklicher Zufall könnte es fügen, daß sich der Staatsanwalt nach Deiner Mutter sehnte.“

Sie nickte mit dem Kopfe, ohne Abwehrwort verließ sie das Zimmer.

Christiane fandte ihr einen kalten, gleichgiltigen Blick nach, sorglos warf sie sich auf die Chaiselongue und ergriff den Roman, in welchem sie vorher gelesen hatte. Zuweilen ließ sie das Buch sinken, ihre Augen flogen prüfend über das traumliche Boubour. „Und dies sollte ich aufgeben, um es zur Kinderstube herabzuwürdigen, — nimmermehr!“ dann las sie ruhig weiter.

Während dieser Zeit saß der Präsident in seinem Arbeitszimmer, nachdenklich stützte er die Stirn, auf der

dunkle Wolken der Sorge lagen, auf die Hand, dann zog er ein Schußfach auf, nahm einige Papiere heraus, machte Notizen darauf, verschloß sie wieder, und begann lange und anhaltend verschiedene Briefe zu schreiben. Einer war an seine Frau gerichtet, der andere an seine Schwester, ein dritter an seine Schwägerin Friederike und der letzte an den Rechtsanwalt Berger. Alle zusammen that er in ein großes Couvert, welches er versiegelte und an Letzteren abgabte.

Kaum war er fertig, als sich ein höherer Regierungsbeamter melden ließ. „Ich komme, Herr Präsident,“ sagte der Eintretende, „um Ihnen mitzutheilen, daß die Secundanthen die Zeit zwischen 3 und 4 Uhr des Nachmittags für die günstigste halten. Eine Fahrt um diese Zeit fällt nicht aus, die Wagen sind besorgt, ich werde so frei sein Sie, um 2 1/2 Uhr abzuholen.“

„Thun Sie es“, antwortete Herr von Gatersbach ruhig, ergriff seinen Hut, steckte die Briefschaften ein und verließ mit dem Regierungsrath das Haus, um sich zu dem Rechtsanwalt Berger zu begeben. Leiber wurde ihm hier der Bescheid, daß Berger vor einer Stunde in Gefächeln verweilt sei aber voraussichtlich am nächsten Tage zurückkehren werde.

Herr von Gatersbach war dies augenblicklich sehr unangenehm, doch da er an dem Factum nichts ändern konnte, händigte er den Brief dem Bureauvorbesizer ein, mit der Bitte, ihn seinem Chef sofort nach seiner Rückkehr persönlich zu übergeben.

Die Geheimrätin hatte sich nach dem Bahnhof begeben, in ängstlicher Spannung wartete sie auf den Rechtsanwalt, der alsbald anlangte, zwei Billets erster Classe löste, und mit ihr kurze Zeit darauf abreiste. Außer ihnen befand sich Niemand im Coupé, er konnte sich daher ungenirt mit der Baronin, deren wahrhaft entsetzliches Aussehen sein ganzes Mitleid erweckte, unterhalten. Er berührte den Punkt ihrer Reise aber nur einmal, indem er sagte: „Ich habe in Probstheida, wo wir den Zug verlassen, einen verschlossenen Wagen bestellt, er erwartet uns, damit uns womöglich kein Bekannter dort sieht. Der Weg von da nach Scharfenstein ist jedoch zu kurz, wir würden schon gegen Mittag anlangen, wohingegen es mir unbedingt notwendig erscheint, die Dunkelheit abzuwarten, damit unsere Ankunft Ihrer Frau Tochter und dem alten Johann nur bekannt wird. Ich glaube Frau von Felbern wird dies lieber sein, man kann nicht wissen, ob Besuch da ist, auf alle Fälle müssen wir ihr Zeit lassen, sich von dem Schreden, den ihr die Nachricht bereiten wird, zu erholen, und es ihr überlassen, wie und wann sie ihren Gatten von Ihrer Ankunft und von der Sachlage benachrichtigen will. Ich setze voraus, daß er nicht auch durch einen Brief des Grafen schon unterrichtet ist.“

Frau von Wentland nickte als Antwort nur mit dem Kopfe, sie war mit Allem zufrieden, matt, müde, lehnte sie den Kopf zurück.

Auf der Station war außer den Bahnbeamten kein Mensch, die Geheimrätin ließ den dichten Schleier herab.

Sie nahmen in dem dortigen Gasthause eine einfache Mittagsmahlzeit und traten am Nachmittag erst die Fahrt nach Scharfenstein an. Es dunkelte bereits, als sie am Fuße des Schloßberges anlangten, hoch oben lag der stattliche Bau auf dem Felsen, einzelne Fenster waren schon erhellt, weithin warfen sie den Lichtschein in die Ferne.

„Halten Sie, Kutischer!“ rief Berger. „Der Schloßberg ist still, die Pferde haben heute genug gethan, die Lust ist schön, ich denke, gnädige Frau, daß wir den Fußweg durch den Park wählen.“

„Ich bin es zufrieden,“ entgegnete die Dame, schickte sich an, auszusitzen. „Aber meine Sachen?“ fragte sie plötzlich.

„Das Täschchen haben Sie wohl selbst die Güte zu nehmen, dieses Köfferchen ist leicht, — das trage ich.“

Ohne die Gegenrede der Geheimrätin abzuwarten, nahm er den Koffer in die Hand, befahl dem Kutischer,

nicht im Dorfe Scharfenstein auszuspinnen, sondern in dem benachbarten Napádorf, weil er da noch Geschäfte habe.

„Wir recht!“ mit diesen Worten lenkte der junge Bursche seinen Wagen nur und fuhr nach Napádorf, während Berger und die Geheimrätthin im Dunkel des Parkes verschwanden.

Die Geheimrätthin stöhnte, das Gehen fiel ihr beschwerlich, dies Ersteigen der Anhöhe benahm ihr die Luft. „Ich bedauere, Ihnen diese Unbequemlichkeiten machen zu müssen, gnädige Frau,“ sagte der Rechtsanwalt. „Ihre eigene Sicherheit erfordert es aber. Vor allen Dingen müssen Sie so lange unbemerkt bleiben, bis die Summe erlegt ist und der Staatsanwalt keine Macht mehr über sie hat. Daß der Graf selbst auf ein Strafverfahren drängen wird, verbietet sich ja von selbst.“

Ab und zu blieb die Geheimrätthin stehen, erschöpft rang sie nach Luft, endlich, als die Dunkelheit völlig eingetreten, waren sie oben, durch eine Lichtung des Parkes schimmerten die erleuchteten Fenster des östlichen Flügels des Schlosses, da wo Johann wohnte.

„So, hier ruhen Sie ein wenig aus, gnädige Frau; es gilt vor allen Dingen, Johann in's Geheimniß zu ziehen. Er ist doch treu und zuverlässig?“

„Wie Golt.“  
„Ich muß Sie hier so lange allein lassen, bis ich ihn, wenn möglich Frau von Feldern selbst gesprochen habe, halten Sie sich ganz ruhig, zu dieser Stunde wird hier Niemand vorüber kommen.“

Er führte die zitternde Dame in eine verstedt liegende Laube, wo sie ihm vor Entdeckung am sichersten erschien, dann schlich er im Schatten der alten Eichen bis zum Schlosse, stieg auf ein hier liegendes Faß und blickte vorsichtig durch das eine der erleuchteten Fenster.

Am Tische saß Johann, er war in der Würde, welche er zu tragen pflegte, wenn Besuch auf Scharfenstein war, und beschäftigt, das Silberzeug zu putzen. Weiße Klopfe Berger an's Fenster, der Diener sah auf, bemerkte ihn aber nicht und putzte weiter; noch einmal ließ er das Klopfen ver-

nehmen, erschreckt warf Johann das Messer, welches er in der Hand hielt, hin, und öffnete das Fenster. Das helle Licht in dem Zimmer, die Dunkelheit draußen ließen ihn nur eine menschliche Gestalt erkennen. „Wer da?“ rief er.

„Still — still!“ flüsterete der Rechtsanwalt.  
„Wer ist da?“ fragte der Alte nochmals laut und vernehmlich.

„Berger, der Rechtsanwalt Berger.“  
„Sie sind's! Aber so treten Sie doch ein!“  
„Kommen Sie heraus, es geht nicht, es ist unmöglich. Wenn Sie Ihre Schloßfrau nur ein wenig lieben, so kommen Sie im Gotteswillen nach der Laube am Springbrunnen.“  
„Ich komme,“ antwortete der Alte. Berger ging zur Geheimrätthin, nach wenigen Minuten stand Johann vor Weiden. Erschrocken fuhr er zurück, als er trotz der Dunkelheit Frau von Wentland erkannte.

„Allmächtiger Gott, was ist geschehen?“ rief er.  
Berger nahm ihn bei Seite. „Nurh' Alter, Ruhe! Wollen Sie der Frau von Feldern, der Frau Geheimrätthin und der ganzen Familie einen unendlich großen Dienst erweisen?“

„Wenn es nicht gegen Gott und die Ehre geht, von Herzen gern.“

„Seien Sie versichert, daß ich nichts Unbilliges verlaufe. Es handelt sich in erster Linie darum, daß ich auf einige Minuten ungehört — verhehle Sie, ungehört und ungesehen — die Schloßfrau spreche, daß dann die Geheimrätthin ein Zimmer erbät, wo sie gesichert vor Aller Blicken, sich einige Tage aufhalten kann; selbst der Baron darf ihre Gegenwart erst durch seine Gattin erfahren, wenn sie es für gut hält.“

Johann schwieg. „Nun?“ fragte Berger. „Ich will es versuchen, ob die gnädige Frau zu sprechen sein wird, ein Zimmer ließe sich schon finden. Es ist Besuch da, die Herrschaft aus Mándorff.“

„Das ist unangenehm,“ entfuhr es Berger, „doch eilen Sie, es ist Gefahr im Verzuge!“  
(Schluß folgt.)

## Plaudereien über den Kassenjamer.

Von B. Raab.

(Schluß.)



Im nächsten Morgen findet sich Harry plückernd am Kaffeetisch ein, schüch, in des Wortes verwegener Bedeutung. Aber, aber! wie finker schaut er kein, wie ich die Stirn gelfalter, wie träufeln sich die feinen Regenschwämme auf's Kaffelgel.

Die Gemalin läßt sich diesmal nicht in's Hochhorn sagen. Nachend und unter Viehschlamm fragt sie: „Nun, ist es mit dem Jamer noch immer nicht vorbei?“

Harry schüttelt den Kopf und antwortet misfünftig: „Durch mich selbst ist mir die Unvollständigkeit meines geitigen Vortrags zum Bewußtsein gekommen. Mein geitiges Weh war der physische Kassenjamer; er ist dahin. Heute hält mich der moralische Kassenjamer in Banden, der sich bei Vieien einstellt, nachdem das körperliche Unbehagen verwunden ist.“

„Klingt das tragisch! Du warst doch auf dem Abschleddesfest nicht unmoralisch?“

„Wer weiß! Die Sittlichkeit einer inneren Handlung beruht bloß auf der unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft. Vor dem strengen Richterstuhl der Vernunft werde ich schlecht bestehen. Ich will beichten.“

Du kennst mich als gefeheten, ruhigen Menschen. Im Casino war Alles außer Hand und Fuß. — Ich nicht. Es wurde nach dem Souper gehalten, daß die Weibe erzitterten; Solo, Duett, Terzett, Quartett und Fünftgesetz. Ich habe einen Salomander commandirt, so connumerantmäßig, so feurig, als wäre ich noch Corps-Student. Die Männer haben miteinander getanz, ich mit. An den Tanz schlossen sich allerlei Kunststücke. So wurden verzeufelte Anstrengungen gemacht, die in einem Aufschrecken im Wasser herumschwimmenden Stearinlicht-Stummel mit den Zähnen zu fassen. Auch diesem Hofaspektus hab' ich mich er-

geben. Ich habe gelacht, daß mir die Thränen von den Backen kolletten; — und heute möchte ich weinen.“

„Wie thörlich, Harry! Du Allen, was ich bisher gehört habe, aufwede ich gar nichts Unvernünftiges. Für Jedem, der gleich Dir als Mutter noch Säuglichkeit und Fleisch blügelteilt werden darf, ist es nach meiner Auffassung eine Nothwendigkeit, daß er einmal aus sich herausstritt.“

„Beachte meine 48 Jahre!“

„Wohl Dem, der jugendfrischen Sinn sich zu bewahren weiß!“

„Der Reichtum bedt sich nicht mit leichtem Sinn.“

„Niemand wird Dich leichtsinnig nennen. Ich lese, wie Du bekennt, sehr sorgfältig die Zeitungen und erinnere mich, wie häufig feihere Docenten von den Studenten zu einem Commers eingeladen werden, und wie gern „alte Herren“, welche die Last von 60 Jahren und mehr tragen, sich unter die feihrliche Schaar mischen. Wenn Professor Birdjou an solchen Fauber theilnimmt, wird er sich gewiß nicht ill in eine Ecke setzen und über Wissenschaft breiten.“

„Glaube Du, daß Bergsch dabei jemals in den Künsten der Zerpfidore sich verstanden würde?“

„Gewissensfrage. Wenn er es thäte, wäre er deshalb noch lange nicht unvernünftig, er würde nur vorübergehend seine Würde abtreissen. Du brauchst Dich um so weniger zu ängstigen, als man in engstem Kreise doch weit eher die Veredigung hat, sich geben zu lassen.“

„Ich danke Dir für die mildredende Arznei. Eins löst mir besondere Besorgnis hin.“

„Das wäre?“

„Daß man mir Trunkenheit zum Vorwurf machen möchte. Verlaß Dich darauf, wir waren sänntlich angeheitert, illuminirt. Stelle Dir nun vor, daß irgend Jemand behauptet, ich hätte mich an jenem Abend sinnlos berausigt; daß er seine Erzählung durch allerlei

Beiwert pfand macht, §. 2. durch die Angabe, ich wäre auf dem Raubhauswege wegen raubführenden Vermögens lästig geworden und mit genauer Noth dem Aretieren durch den Wächter entgangen.

„Eine Nachfrage bei dem Richters-Collegium würde ja das Ahnengebe an den Tag bringen.“

„Du irrst, liebes Fräulein. Der plärende Geist der Nacht würde die Erzählung als richtig befestigen. Hebrigens bin ich mit der Aufzählung meiner Sünden noch nicht fertig. Noch lange bin ich mit der Reue besetzt. Ruchlos haben wir uns betrunken. Die Rede hat am dem Abend eine schwindelnde Höhe erreicht. Mein Conscience ist noch dadurch erheblich bekräftigt worden, daß ich Champagnergläser entwiegeln lassen habe.“

„Bist Du mich foppen?“

„Das würde ich mit immer verzeihen. Ich spreche in vollem Ernst. Wie der Liebermuth in die Weisheit gefahren war, machte Oberlehrer S. den Vorstoß, Gläser zu zerren. Niemand verstand, was er meinte. Er belehrte uns, und schließlich befestigten sich sämtliche Festgenossen an dem Experiment. Die Sache hängt so zusammen: die Schwabellen gehen von einem Körper in den anderen über und rufen in denselben Schwingungen hervor: ein löbender Körper vermag deshalb auf einen anderen einzuwirken. Bekannt ist, daß Saiten mitschwingen, wenn sie von einem ihnen verwandten Tone getroffen werden, daß durch Glockenklänge die mitschwingende Glocke erschüttert und getrieben werden können, und so haben wir, von naturwissenschaftlichen Standpunkt moralisch nicht behaupten, daß die heilige Sage vom Zusammenfließen der Nerven von Jericho beim Besaunen der heranziehenden Hebräer, oder der Volkserregung, daß beim Gefascheln die Bühnenreiter zerpringen, eine absolute Unmöglichkeit enthalte. Das Entweichen von Zeinlösungen machte schon in früherer Zeit großes Aufsehen. Es war der Weinhändler Petter in Amberg, der zuerst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sich durch dieses Kunststück, womit er seine Weine unterließ (er zerbrach einmal 25 Gläser in einer halben Stunde), einen so großen Ruf erwarb, daß man aus den fernsten Gegenden ihn besuchte und selbst ein deutscher Gelehrter, Daniel Georg Morhof, zu ihm reiste und die Ergebnisse seiner Beobachtungen in einer kleinen, lateinischen, ebenso gelehrten als geistreichen Abhandlung niederlegte.“

„Will man ein Glas durch einen Ton zerren, so muß man vorher den natürlichen Ton des Glases bestimmen, dann wird jeder vollkommen dinstimmende Ton — die Talschellen spielen nehmen gewöhnlich die Schunde — das Glas zerren müssen, sobald der feindliche Ton nur die nötige Stärke hat.“

„Wir verschaffen uns eine Stimmgabel. Ich brachte es, mehr durch Schreien als durch Singen, bis auf ein Zuckend Oseu und machte damit das Weisheitsstück. Die Weisheit hat mein Budget mit weiteren 12 Mark befreit, und so habe ich den Kaufpreis mit einer um 70 Mark erleichterten Preise verlassen. So, nun liegt die Natur meines Kagenjammer's Dir offen vor Augen.“

„Begen der Gebirgschwendung müßte ich eigentlich streng mit Dir in's Gericht gehn. Doch ich will Dir gern wegen sämtlicher Missethaten in der Hoffnung Absolution erteilen, daß Du Deine böse Erfahrung eine heilsame Lehrenterin gewesen ist. Du bist mir noch die Erklärung schuldig, ob der Ausbruch „moralischer Kagenjammer“ Deine eigene Erfindung ist.“

„Bühle. Die Unterscheidung zwischen physischem und moralischem Kagenjammer ist über ein halbes Jahrtausend alt. Der letztere besteht in der hitleren Neue nach verkehrtem Handeln und braucht keineswegs mit materiellen Ausschweifungen in ursächlich Zusammenhang zu stehen. Schöge Carl Gustav's Roman „Die Ritter vom Geiste“ nach. Dankmar hat die zündende Weibere über die Stiftung des neuen Bundes gehalten, worin die charakteristische Stelle vorkommt: „Der Tugendbund unter Raphael wurde nicht gestiftet, um Deutschland dieie oder jene Verfallungsform zu geben, nicht um den fremden Eroberer von Böden des Vaterlandes zu jagen, sondern nur um dieselbe Verfallung zu erzeugen, die von selbst auf die Reiterfamille, die politische Tugend und eine unmaßgeblichen Zweck führt.“ Wohl! Auch die Ritter vom Geiste kämpfen nur für die ewige Verheilung des von der Theorie längst verworrenen und in der Praxis förmlich unerkennbar scheinenden Älts. Dieser Bund soll vorwärts und das reich.“ Band VI, Kap. 12 beginnt: „Im Morgen nach diesem ereignisvollen Tage und der ihm folgenden ersten Nacht finden wir die Brüder Bildungen in einem Gespräch auf dem Sopha der Akademie.“

Die Akademie, wissen wir, ist Eigeberts, die Kula ist Dankmars Wohnzimmer.

„Sie waren, trotzdem daß sie so spät zur Ruhe gegangen waren, früh erwacht. Trotz des Wines, trotz der Neben, trotz der gewaltigen Wirkung des Weines, füllten sich die kräftigen jungen Männer nicht angriffen. . . . Nur Eigebert konnte sein inneres Lieb nicht verbergen.“

„Bist Du unzufrieden mit mir, sagte Dankmar, daß ich mich verlassen vom dem traulichen Bekanntheit so erregen ließ und so offen mit meinen Träumereien hertrat? Sage mir nichts Besseres darüber! Du kennst meine Unmuth, wenn ich mich des Bergens bemine, daß ich am Abend zu viel sprach, zu exaltirt und zu offenbergt war. Mein schämlicher moralischer.“

Eigebert stellte eben der Kage der Frau Schiedelbin den Rest ihrer Milch an die Erde und ergänzte: Kagenjammer!

Kagenjammer! Was ist das nur, fuhr Dankmar fort. Gebrodene Wehmuth? Nein, die bei mir die Morgenstunde mehr im Munde hat als Wohl.“

„Du siehst, Elsa, daß der Verfasser die Voraussetzung, es sei eine Stärkung des körperlichen Gleichgewichts vorausgegangen, außerordentlich zurückweist. Er hätte übrigens das fündliche Eingiebel mit der Milch, und der Kage besser sich gestekt.“

„Ich werde mich zu dem Werke von David Friedrich Strauß: „Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben in seinen Briefen.“ Es wird Dir innerlich sein, daß der unvorsichtige, unlässliche Dichter volle zehn Jahre, von 1777 bis 1787, auf dem Alpen eingekerkert gewesen ist. Strauß führt uns die Qualen der Gefangenschaft mit erschütternder Wahrheit vor und entwirft von der Persönlichkeit des Dichters ein anschauliches Bild. Im ersten Bande ist in der Vorstellung Wpberg zu lesen: „Wiederum wir auch noch auf die andere Gruppe, die sich um den Gefangenen hergesammelt hat, eine so wilden Gestalten so sehr, der Sautus zum Anlauf gemacht zu haben. Und doch vor nichts leichter als das, und sie hatten sich dessen, mit den Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, keineswegs als eines Meisterstücks zu rühmen. Von jeder war ja Schubart der Held des moralischen Kagenjammer's gewesen. Und zwar nahm jeder regelmäßig bei ihm die religiöse Färbung an, weil er den Kirchenglauben wohl bisweilen vertheilte, aber niemals gründlich in sich überwinden hatte.“

„Eder häufig bleibt der Zufall „moralisch“ fort. Nicht mich zuverleihen und Börses Worte: „Im September 1819, an einem trüben deutschen Bundesstage, erwachte ich zu Frankfurt a. M. mit dem Kagenjammer. Ich hatte mich mit guten Kameraden in schlechter Pöschung bezaugt, hatte zu viel getrunken von der verdammte geschwefelten Freiheit und mußte das Alles wieder von mir geben. Wer den Kagenjammer nicht kennt, der kennt die Macht der trafenenden Witter nicht, es ist die Neue des Wagens.“

„Soll's Senele's fchreibt von dem im politischen Leben der Franzosen nach dem Verdammen des überausen Freiheitskaufes bemerkten National-Kagenjammer: „Devient von dem künftigen Kagenjammer einer armenigen Ernüchterung, durch welche die Hauptpflicht den milben Kauf der Selbständigkeit, in welcher sie sich Stubendigt austobt, lösen werde.“

„Vadländer hat einmal im „Einfried“ das Wort „Kagenjammer“ unterdrückt und den Zustand durch Substantivierung des Eigenschaftsworts gekennzeichnet:“

„Es ist Sonntag“, lästerte der Jäger seinen Bruder zu, „und da hat sie einen Moralischen“ (Band II, Kap. 24).

„Dem gewöhnlichen Leben wird diese Methode vielfach nachgeahmt.“ „Im Vergrach stellt sich Gustav Michels „Buch der Kagen“ ein. Er entschuldigt sich auf einen Augenblick, Holt das Werk aus einem Nebenjammer herbei und liest folgende Schilderung vor:“

„Kagenjammer, Kater sind Bezeichnungen für jedes unangenehme Gefühl von Niedergelassenheit und Weisfchmerz, das nach einer durchgehenden Nacht hervor zu uns laßt, wenn wir spät am nächsten Morgen unter dumpfen Rauffchmerzen wie aus Heer Betäubung erwachen. Fürsichbar rührt es im Kopfe; man verneint ein Hammerwerk darin zu haben, es ist einem, es drängen abwechselnd Gekrippen und glühende Sägen von der inneren Fläche des Kramens in's Wehr. Man liegt wie auf Dornen, wühlt sich hin und her; bald hängt das Kinn auf den Armen, bald stützt man den beschworenen Kopf mit den Händen; bald liegt man platt auf dem Bauche, bald auf dem Rücken, und läßt die Knie abbleiben vom Leibe, wie Lindwurmflügel, während die Behne in seltsamer Requisition vom Leger hängt.“

„Verschollene Mundgesänge, unklare Wiße durchschwärmen eigenartig läßig das müde Haupt, bis endlich ein Zustand eintritt, der in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit Schwindel hat. Dann ziehen längst vergessene Sünden an unserer Seele vorbei, und bei diesem End plagt uns noch ganz besonders eine gewisse, unklärliche Vornamhaftigkeit des Wagens, welcher Genüge zu leisten wir ohnmächtig sind. Es ist ein heimlich unangenehmer Zustand! Unschuldig kraftlos, die geistige und körperliche Vermittlung diese Neue, löse ich an eine bis zur Vernichtung drohende Vermissung, wegen einer nicht ganz klaren Nacht, die doch so schön war, unbedunkelt unserer Seele, lassen die schöne Erde, Sonnenchein, Frühlingsluft, Wein, Weib und Weisung als pure Vagantelien erscheinen. Weisheit und Verstand, Wiß, die größten Philosophen und Dichter, die geistreichsten Moler und künftigen Krotobaten lind null und nichtig in unseren Augen; aber das Schredlichste — jene Verachtung dehnt sich auf uns selbst aus, wir sind überzeugt, daß wir nichts sind als ein miserables Menschenkind. Kann es Niedergelassenheit geben? Ist das Bewußtsein unseres unermesslichen Jammers und daß die Erde überhaupt ein Jammerthal, nicht von verblendenden Schmerz?“

„O Natur, heilige Natur! Ist es denn nicht möglich, daß ein kleines Juvet des edlen Aeth, auf hoher Fluth der Freude gelassen, all seine fürsorgende Liebe vergessen lassen, daß man zum Rebellten gegen Dich werden kann, nachdem man überzeugt sein muß, daß die Erde mit ihren Früchten doch nur die beste ist und man sich freuen muß, auf ihr zu leben.“

„Dieses Leben ist schon Jahrtausende lang im Gefolge der Menschen und, wie man sagt, bei den Deutschen chronisch geworden. Soweit die Geschichte dieser Krankheit reicht, hat sie sich aus der Zeit, als

Noch aus dem Kasten kam, die Hebe pflanzte und somit den Stempel in der Familie Tot veranlasste. Bei allen Völkern der Erde ist der Kater heimlich geworden und daher ist es wohl erklärlich, daß seit den ältesten Zeiten die Heilunde versuchen mußte, einer so unannehmbaren Krankheits Herr zu werden. Schon früher wurde der Hering als Beschwörungsmittel gegen dieses Leiden, welches die Mediziner unter „acute Nitroborerung“ rubricirten, mit Erfolg gebraucht. Dieses Mittel sezt den Kopf zurecht, nimmt dem Nagen seine excentrischen Nerven und bewirkt vorzugsweise in Gesellschaft eines edlen Getränkes, auf Basis der Regel: Wer eine Wunde schlägt, soll sie auch heilen, eine radikale Beseitigung des Leids. Der Hering ist der treue Genosse des Peters, und auch seiner geschichtlichen Bedeutung nach im Rechte der Thiere nicht zu unterschätzen.

Der Bergarzt legt es schicklich das Buch aus der Hand.  
 „Das Vorgelesene, lieber Harry, ist in der That gesungen, allen Frauen einen klaren Einblick in das große Leben zu verschaffen, welche nicht gleich mir Gelegenheit hatten, an ihrem Gatten Studien zu machen.“

„Ich garantiere für die Zukunft meine Unbrauchsbarkeit als Object derartiger Vorlesungen. Meine Verkaterung sei hiermit abgeschworen.“

„Was bringt Dir da wieder für ein Wort auf's Tapet!“

„Ich bin nicht der Schöpfer desselben. Jemand ein erfinderbischer Kopf hat die Sprache auch mit zwei andern hierher gehörigen Ausdrücken bereichert: Kagenjammern erstlich und Kagenjammern für: den Kagenjammern haben, kagenjammern sich.“

Seine Angst im Romanezo:

„Wenn der Nachtdiener diese Töne  
 Hinhört nach dem Seegeflade,  
 Wird den Spaniern, die dort liegen,  
 Kagenjammernlich zu Mute.“

Das Zeitwort „Kagenjammern“ scheint in die Schriftsprache noch nicht eingeführt zu sein.“

„Ich kann mir nicht versagen, Harry, gegen die Ausdrucksweise Deines Gustav Michel zu protestiren. Er behauptet, der Kagenjammern sei schon Jahrtausende lang im Gefolge der Menschen. Ich corrigire: der Wänner.“

Das Thema ist zwar noch nicht erschöpft. Der verflämte Bergarzt erklärt aber seiner Gemahlin kurz und bündig, er streike. So wolle sich denn auch der freundliche Leser mit dem Gebotenen begnügen.

## Die Krone des Schwabenlandes.

(Mit Illustration.)



Mer jemals von einer der Höhen, welche das von Stuttgart nach Kammstadt sich hinziehende Thal betreten, zur Zeit des Frühlings oder Sommers herabsehend hat, wird gewiß die Empfindung gehabt haben, daß da ein Paradies vor ihm ausgebreitet liege. Dies Paradies erkannten unsere germanischen Vorfahren und noch besser die alten Römer, welche sich hier festsaßten und an den Deliquellen kammstadt sich wohl sein ließen. Da, wo jetzt Kammstadt steht, hatten die Römer eine blühende Niederlassung, und es hatten dieselbe zwei Legionen, die achte und neunzehnjährige, ihr Standaquartier. Die Römer hatten gepflasterte Straßen, Tempel, Theater, Wasserleitungen und schöne steinerne Bäder angelegt.

Nun vergegenwärtige man sich, daß heute noch, nach Jahrtausenden, die Kammstädter Mineralquellen mit derselben Reichthaltigkeit fließen, wie zur Zeit der heidnischen Römer. Das Wasser dieser Quellen, kohlensäuerlich, salzig und eisenhaltig, hat eine sich stets gleichbleibende Wärme von 16—17 Grad Reaumur und wird von Kranken sehr geschätzt.

Betrachten wir unsere Illustration. Im Vordergrund liegt Kammstadt, in kurzer Entfernung davon der „Weiler Berg“. In Berg sind Badeanstalten entstanden, welche schon jetzt an Comfort den Kammstädter Anlagen ebenbürtig, an Wasserwärme denselben weit überlegen sind. In Berg sind Quellen, welche in jeder Minute 100—300 Kubikfuß Wasser liefern. Die in Berg hat an der Straße nach Stuttgart fließende Quelle, welche 1832 erhöht worden, wurden lange Zeit nur zum Betriebe einer Zeugfabrik benutzt, und jetzt speist sie unter anderem ein „Mineralschnee von Schömmen“ von 26,000 Quadratfuß Flächeninhalt. Man berechnet, daß die Quelle in Berg allein täglich circa 800,000 Kubikfuß oder 64,000 württembergische Eimer Mineralwasser zu Tage fördert.

Bei Kammstadt liegt auch die große Wiese, auf welcher zur Sommerzeit das berühmte Kammstädter Volksfest stattfindet, welches König Wilhelm von Württemberg 1818 zur Hebung und Förderung der Landwirtschaft und Industrie gründete.

Von der Höhe bei dem Weiler Berg auf die Anhöhe neben die vor ca. 30 Jahren neuerbaute kleine gotische Kirche stellt, geniesst eine wundervolle Aussicht nach drei Seiten. „Wohin das Auge auch blickt mag — nichts als ein ewiger Wechsel von Lieblichen zu noch Lieblicherem.“ Von der Höhe neben der Kirche fällt man noch ein ganzes Dutzend von Dörfern und Weilern, umgeben von der üppigen Natur, von den reizendsten Nebengebüden und schattigen Höhen. Mitten durch diese reizvolle Landschaft windet sich das silberne Band des Neckar, während dichtbewaldete Bergwände den Hintergrund bilden.

Schönbar und von der Anhöhe über Weiler Berg aus dieses die „Villa des Kronprinzen“, jetzt regierenden Königs Carl, jenseits die Villa Rosenheim, erbaut in den Jahren 1822—29 durch König Wilhelm, und die hier darunter liegende „Wilhelma“ im maurischen Styl.

Weiterhin, auf beiden Seiten des langgestreckten Thales, erheben sich die verschiedenen Höhen der Umgebung Stuttgarts: den Auersberg, jetzt Uhlensdöbde genannt mit der Uhlensdöbde, den Völklingen, den hohen Wölklingen, die Höhe der Gaischide, die Höhe der neuen Weilsfelde, die hohe Prag, die Schillensfelde, die Feuerbacher Höhe mit dem Herdberg und der Botmannsberg, die Feuerbacher Höhe mit dem hohen Gaisch, dann die Höhe der „Fildern“ mit der schönen Fildern „Völkchen“, jetzt der landwirthschaftlichen Cultur gewidmet.

Wir gedenken hier ferner der köstlichen Partie über Bestach nach der romantischen Waldenansicht der Wasserfälle und des Christophsollens, durch welchen die Wasser des Pfaffensees in das Neckenthal geleitet werden.

Aber die Krone des ganzen Thales ist doch Stuttgart selbst. Seit fast 900 Jahren besteht der Ort. Während um Jahr 1000 auf den Höhen bereits die Weihenburg, Heinsburg, Frauenburg, Martinsburg, Pragburg aus Stein gebaut standen, befand sich im tiefsten Theile des Thals unter der Weihenburg eine kleine Kaiserresidenz um einen Stützenturm, der anscheinend dem Abt Bruno von Hirsburg gehörte, denn dieser war es, welcher zum Schutze der Umsehung eine Burg „necht einem stattlichen Keller, desgleichen es damals in Deutschland nur wenige gegeben“, erbauen ließ.

Zu Eberhard des Erlauchten Zeit bestand Stuttgart nur aus einem kleinen Conglomerat von Häusern, erbaut in der tiefsten Ögend des Thalbettes, mit engen, ungleichen, finstern Gassen, in welchen fast stets eine kalte, kalte Luft wehte; nur besetzt diese Altstadt zwar auch noch, aber in Allem verbessert, vergrößert, verschönert, und rund um sie herum eine neue Stadt, admal so groß als die alte, mit den herrlichsten Bauten, den hellsten, breitesten Straßen, der freiesten Luft, der herrlichsten Aussicht und einem Umfange von fast 2 Stunden. Stuttgart hatte 1818 26,000, jetzt 117,000 Einwohner.

Und wie reich ist die württembergische Hauptstadt an Vorzügen und sowohl das Auge beschönigen, als historisch denkwürdigen Punkten: das alte Schloß mit seinen uralten Thürmen, seiner reichen Kellern, seinen schönen modernen Anlagen; das mehrglödrige neue Schloß, die königliche Residenz, auf der einen Seite, nach rückwärts, der Redarstraße zu, mit der ewig denkwürdigen „Akademie“, d. h. der ehemaligen Carlsschule, in welcher Schüler seine Bildung empfangen, auf der anderen Rückseite mit dem herrlichen Schloßgarten, den sogenannten „Anlagen“, die König Friedrich I. 1805—1808 zuerst geschaffen, sowie der sogenannten „Planie, d. h. die große, mit Allen durchzogene Ebene, welche sich gegen Kammstadt hinzieht und die König Wilhelm aus einem fasten Exerzierplatze in ihre jetzt so reizvolle und erquickende Form gebracht hat.

Früher schloß es hier überall an freies, reichliches Wasser, da wurde durch das Zusammenwirken von Regierung und Stadterhaltung durch einen Canal und ein großartiges Dredwerk ein Theil des Neckar nach Stuttgart herbeigeleitet und selbst im Wasser in Fülle vorhanden, so daß auch hinter dem neuen Schloße die Wiesenfontaine fort und fort eine Springfluth 45 Fuß hoch in die Lüfte schleudern kann.

Weiter ist zu nennen der prachtvolle „Königsbau“, die Jubiläumshalle auf den Anlagen zwischen Residenz und Königsbau, das Kronprinzenpalais an der Königstraße, der Fingebau gegenüber dem alten Schloße, der Wilhelmopalais an der Planie, die großartige Bibliothek an der Redarstraße, die Kunstschule ebenda, das neue Bahnhofsgebäude, das Polytechnikum am Alleenplatze, der zoologische Garten, Schillers Denkmal von Thorwaldsen, die berühmte Sittlerische mit der Hültengeißel etc. So wie in Stuttgart nur sein ist, so ist auch seine ganze Umgebung gezeichnet, den Naturpark in jeder Beziehung ansehend zu machen — überall laudende Gärten mit schön gelegenen Anlagen und Parkhäusern in den Tiefen und an den Abhängen überall lustige, erhebenspendende Höhen und dahinter der dunkle rauschende Wald; und überall von da dröben die herrlichsten Ausblicke, soweit das Auge beschaffen ist!

## Liebe in Calabrien.

Kochdruck verboten.

Aus dem Italienischen des Luigi Archinti von Konrad Tselmann.

(Fortsetzung.)



Um sechs Uhr erhob sich Asyrini, steckte seinen Revolver ein und war um halb sieben Uhr schon außerhalb des Ortes, unbedrängt um die Briganten, die noch in jenen Gegenden umherstreifen konnten. Als er an Argendes Haus kam, fand er es verschlossen und Niemanden in der Nähe, er schloß also weiter durchs Gehölz dort und wählte sich auf einen Punkt zu, wo er Leute gesehen zu haben glaubte. Als er etwa fünfzig Schritte gemacht hatte, sah er eine Kiefer Bretter von gesägtem Eichenholz, die auf vier Grundlagen übereinander gestützt worden waren, wie man überall die Holz Bretter zum Mühlbecken hinzulegen pflegt, und etwas weiterab zwei Frauen, jede mit einem Brett auf der Schulter, sowie einen Alten, der deren zwei trug. Als er zu dem Alten kam, der weit hinter den Frauen zurückgeblieben war und unter seiner Last sich krümmte, sah er ihn strahlen und fallen; er lief zu ihm, nahm ihm die Bretter ab und half ihm freundlich wieder auf. Dieser sah ihm gerade in's Gesicht, neigte dann seinen Kopf und ließ sich zum Sehen nieder.

„Gibt Ihr Euch weghen?“

„Nein, Excellenz, ich glaube nicht.“

„Es ist zuviel Anstrengung für Euch, diese Bretter da zu tragen. Seid Ihr Zimmermann?“

„Nein, Excellenz; diese Bretter da sind mir von dem alten Milano als Almosen geschenkt worden, und ich trage sie zum Zimmermann, um den Todtenschein für meinen Sohn daraus machen zu lassen, den Du mir gestern hast füllen lassen.“ erwiderte der Alte und fuhr fort, dem Offizier gerade in's Gesicht zu sehen.

Dieser war verwirrt über die unvermutete Anekdote, dann entgegnete er aber:

„Dein Sohn hatte wenige Tage vorher einen Jungen von zwölf Jahren unter den Augen seines Vaters getödtet, dann den Vater und endlich einen ehrenhaften Diener, der gleichfalls Familiendiener war und seinem Herrn Hilfe leisten wollte, und alle drei Morde hat er begangen ohne die geringste Nothigung.“

„Das ist wahr,“ sagte der Alte und heftete seine Augen an den Boden.

„Dein Sohn hat ein häßliches Gewerbe betrieben. Wenn Du noch andere Söhne hast, so hoffe ich, daß Du sie auf einen besseren Weg bringen wirst.“

„Ich habe keine mehr, Excellenz. Von den Dreien, die ich hatte, verkaufte einer, der sich in die Berge begeben hatte, seine Hände an die bewaffnete Macht und wurde dafür aus Rache von zwei Briganten getödtet, die man nicht festgenommen hatte, ein zweiter wurde zu Gaeta bei einem Handgemenge der Sträflinge getödtet, und den letzten hast Du mir gestern schriftlich befohlen über Niemanden, aber ich kann Dir sagen, — und beim Vorbringen dieser Worte hatte er sich auf seine Füße gestellt — daß die Gerechtigkeit nur befehrt gegen die Armen, bei den Herren aber, die uns all' unser Gemeinland genommen haben, hat niemals Jemand daran gedacht, sie zu befreien.“

„Nicht nur die National-Regierung erst eingeführt werden, und die Gerechtigkeit wird für Alle die gleiche sein.“

„Wart gebe es, ich würde den Soldaten, die mir gestern meinen Sohn getödtet haben, die Füße und Hände küssen.“ — und er bückte sich, um seine Bretter wieder aufzunehmen.

Der Offizier zog sein Portemonnaie heraus und händigte dem Alten einen halben Napoleons'or ein. Dieser nahm ihn mit einem: „Gott segne Euch!“ und unter dem Weisand des Offiziers selber bürdete er sich von Neuem die Bretter auf die Schultern und ging, indem er den Weg verfolgte, den die beiden

Frauen durchheilt hatten, die man schon nicht mehr gewahrte. Der Unterlieutenant stand eine Weile still, um dem Alten nachzusehen, der unter seiner mördertischen Last wankte. Er erinnerte sich mit Wehmuth, wenige Tage vorher im Secretariat des Intendantenraths von Calabria citra den genauen Abdruck eines Urtheils gefast zu haben, welches das Datum des ersten September 1849 trug, eines Urtheils, das nicht ausgeführt worden war, und von dem er sich für sein Album gerade das Folgende abgeschrieben hatte:

Ursurpatoren von Gemeindegütern:

Herzog Alfonso Maria de Aguero, Fürst von Prestin, Marchese Spinelli di Fuscaldo, Herr Genaro Spinelli, Fürst von Cariati, Herr Gioachino Mojera, Herr Domenico la Regina Sanazaro, Herr Felicia Bellani di Mongrassano, Agostino Salla, Francesco Caporelli, Giuseppe Orsiano, Herr Luciano und Doctor Francesco Petrosi, Herr Francesco Pizzi di Mongrassano, Herr Ottavio Rende di Tarfia, Herr Vincenzo und Herr Camillo Sarro di Mongrassano. . . . . In den Gründen jenes Urtheils war bemerkt worden, daß einige von den Ursurpatoren in ihrer Eigenschaft als Bürgermeister, schon vor der Ursurpation, Prozesse für das Eigenthum der Commune geführt hätten, das sie ihr dann später entrißen.

Auf diesen usurpirten Gemeinland hatten die Armen in jeder Gemeinde das Recht, ihr Vieh zur Weide zu treiben, ein Vorzug von unbestreitbarer Wichtigkeit in jenen Landstrichen, denen der Mangel an Straßen, zusammen mit den Transportkosten, jedes Product werthlos machte, das nicht nach dem Willen des Eigenthümers sich selbst von der Stelle bewegen konnte. Während er an die Bedeutung dieser Ursurpationen von Seiten der Fürsten, Barone und Großgrundbesitzer jener Gegenden, an die Unwissenheit der Landbewohner, an die leibhafte Naturanlage, die stolze Simeasart der Bergvölker und an die unglückliche Geschichte Süditaliens dachte, das allezeit von der Uebermacht mißhandelt und vom Aberglauben verdrückt war, gelangte er dazu, das Verhängniß jener ewigen Plage des Brigantaggio zu begreifen, und gerührt durch das Elend jener Bevölkerung küßte er seine Augen sich mit Thränen benehen.

„Bemitleidest Du diese armen Leute, Lieutenant?“ hörte er da neben sich fragen.

Er sah sich um, von wo jene Worte kamen, und sah die schöne Argende wenige Schritte von ihm stillestehn. Er war im Begriffe ihr zu antworten, als sie ihn fragte:

„Wo sind die Soldaten?“

„Welche Soldaten?“

„Deine Soldaten, die Versaggierei?“

„In Cerreto. Warum?“

„Aber bist Du denn allein hier?“ fragte das Mädchen angstvoll und wurde ganz bleich.

„Allein, ich bin nur gekommen, um Euch zu sehn, die . . .“

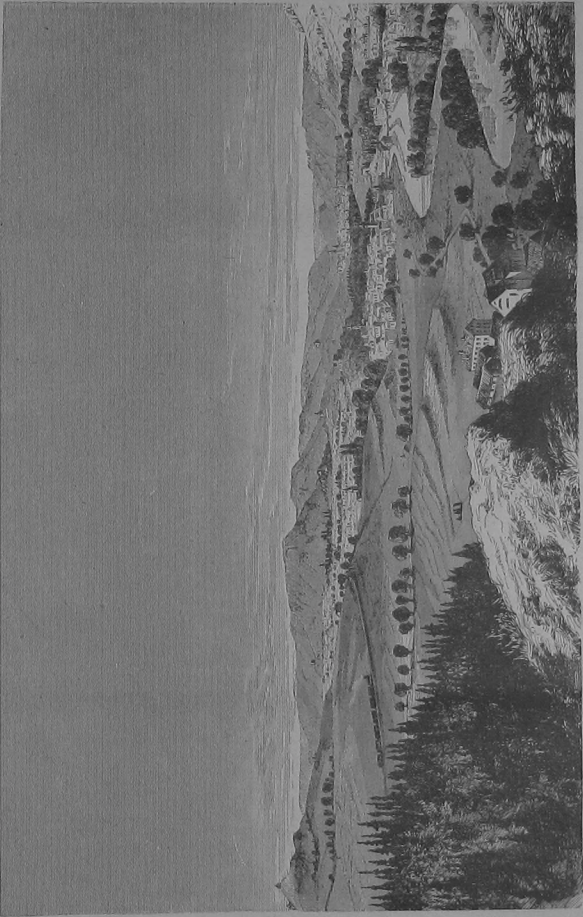
„Heiliger Himmel! Welche Unvorsichtigkeit!“ rief das Mädchen und trat ohne Weiteres auf ihn zu, ergriff ihn bei einer Hand und zog ihn mit sich, indem sie sagte:

„Komm' unverzüglich, um Gotteswillen, und sprich kein Wort!“

Er leistete nicht den geringsten Widerstand, an die Briganten dachte er nicht einmal und hatte überhaupt keine andre Empfindung, als die des Glücks, so von diesem schönen Kinde geleitet zu werden.

Sie gelangten an die Uferböschung, die er am Abend zuvor an deren Hand entlang gegangen war. Ohne die Hand des Offiziers loszulassen, glitt das Mädchen nun entschlossen und muthig den Abhang hinunter; sie eilte unter den dicht ineinander verzweigten Ästen junger Rossanien und Dorngebüsch hin, stülzte sich mit dem Fuß gegen eine vorspringende Wurzel,





Panorama von Stuttgart und Cannstadt. (Zert. siehe Seite 551.)

einen Stubben, einen abgehauenen Zweig, an Alles, was ihr Halt und Festigkeit bot, und nicht eher blieb sie stehen, bis sie in der Tiefe angekommen war, wo zwischen gewaltigen Felsblöcken und unter Pfanzen verborgen eine spärliche Wasserader hinwonn. Nur eine Secunde lang schlopfte sie dort Alben, dann folgte sie unerbüßlich jenem Bach anhwirts, immer schweißsam, immer mitten im Wasser gehend, wenn sie nicht im Trocknen weiter konnten. Nachdem sie auf diese Art eine beträchtliche Strecke Weges zurückgelegt hatte, ging Argende aus dem Bache heraus und vertiefte sich in einen Wald von Steineichen, indem sie die Richtung nach links hin wechselte und, so oft es das Terrain nur gestattete, lief, wie eine zärtliche, erschöpfene Mutter, die den Sohn einer ihm drohenden Gefahr entzieht, angstvoll, bleich, unermüdet. Jeden Augenblick wandte sie den Kopf nach links hin und blickte auf den Berg, und auch im Laufen horchte sie, ob sich von jener Seite Geräusch hören ließ. Endlich hielt sie unter einer großen Eiche an, der Offizier wollte lächelnd etwas sagen, aber sie winkte ihm stille zu sein, dann führte sie ihn mit vielen Vorichtsmaßregeln bis zum Saume des Waldes, wo ein Fußsteig in eine Art von eng eingefasster Gasse auslief, die vom Wasser geföhlt war, und dort ließ sie endlich die Hand des Offiziers los, stellte sich neben ihn hinter ein Gebüsch und machte ihm ein Zeichen, er möge in eine bestimmte Richtung blicken. Der Wald, an dessen Saum sie sich befanden, war unterhalb des Waldes, in welchem der Offizier dem Mädchen begegnet war, von ihrem Schlußwinkel aus sah man die hohe Wöschung, die wie ein Fels vorsprang: vier bewaffnete Briganten wanderten auf jener Wöschung entlang, sprachen mit einander und spähten umher.

„Sie haben uns gehört,“ flüsterte das Mädchen dem Offizier in's Ohr; „mit diesen Vierern zusammen sind noch Andere da, wenn sie uns entdecken, geben sie Feuer auf uns. Nähre dich nicht, Excellenz, wir sind noch weit von Cerreto.“

Der Offizier begriff erst jetzt, aus welcher Art von Gefahr er gerettet worden war, und wie groß seine Unvorsichtigkeit gewesen.

Die Briganten fuhren fort zu sprechen und nach unten zu blicken; Argende begann das Terrain zu studiren, um herabzufliegen, und ließ sich ganz langsam bis etwa auf die Mitte herab, dann hielt er an, blickte sich nach rechts und links um und schien sich endlich zu entschließen, vollends herabzufliegen. Argende ließ sich nun hinter dem Gebüsch bis in die tiefste gerissene Gasse herabgleiten und machte dem Offizier ein Zeichen, ihr zu folgen, dann kroch sie gebückt bis zu einem großen Felsstein, umschritt denselben und nun befanden sie sich in einem trocknen Bett des Bergbaches, der von Zweigen der Bäume überdeckt war, die auf beiden Ufern wuchsen; eine Weile flogen sie unter dem Schutze dieses Laubbachs bis zu einem Olivenwald, vor dem Briganten durch eine Erhebung verborgen, und längs desselben eilten sie eine gute Strecke weit hin, dann sagte das Mädchen zu dem Offizier: „Warte hier;“ und dann kletterte sie noch eine Weile fort und stieg bis zu einer Klafte empor, wo sie eine Zeitlang stehen blieb, um zu beobachten, und von welcher sie herabkam, ihre Brust mit einem tiefen Seufzer erleichtend:

„Endlich gehen sie dort hinaus.“

Der Offizier ergriff sie bei der Hand und küßte ihr die Hand; sie sah ihn überstaft an und sagte dann zu ihm:

„Aber bist Du toll, so allein und ohne Waffen in diesen Gegenden herumzufliehen?“

„Ich bin nicht toll, ich wollte Euch sehn, ich habe immer an Euch gedacht, seit ich Euch in Colena gesehen habe, und wenn ich Euer Haus früher entdeckt hätte, würde ich schon früher gekommen sein, um Euch zu suchen.“

„Um mich zu suchen? Und zu welchem Zweck?“

„Um Euch zu sehn, weil ich Euch dauernd im Herzen trage.“

„Bist Du in Brescia gewesen?“

„Und ob ich in Brescia gewesen bin!“

„Ich habe einen Bruder, der ist Corporal im zwölften Linienregiment; ich möchte wissen, ob es wahr ist, daß Brescia eine schöne Stadt ist und daß es in jenen Gegenden gar keine Briganten giebt.“

„Brescia ist eine sehr schöne Stadt, größer als Colona und tausendmal schöner und es giebt dort keine Briganten. Euer Bruder hat Euch geschrieben?“

„Gewiß hat er geschrieben, und er sagt, daß er dort sehr zureiten ist.“

„Hat er auch geschrieben, daß er sich in Brescia verliebt hat?“

„Wie nörrisch. Glaubst Du denn, daß er mir von dergleichen schreiben würde?“

„Wenn Ihr mir gut wäret, würde ich's sogleich meiner Schwester schreiben und würde ihr sagen, daß meine Geliebte das schönste Mädchen ist, das man nur sehen kann.“

Argende erstarrte wie eine Kirche und antwortete nicht, sondern erlosb sich, dann sagte sie zu dem Offizier:

„Es ist Zeit, uns zu trennen. Leb' wohl, geh' nicht mehr in dieser Art ganz allein; heut bist Du noch so davongekommen.“

„Hört, liebe Argende, wir müssen uns wiedersehen, sagt mir, wo ihr Euch finden laßt!“

„Zu welchem Zweck? Deshalb sollen wir uns finden? Ich habe Dich im Walde in einer großen Gefahr gefunden und habe Dich in Sicherheit bringen wollen, deshalb waren wir heute beisammen. Nun bist Du nahe bei Cerreto. Wenn Du bei Deinen Soldaten sein wirst, wirst Du keinen Grund mehr haben, um mir zu begegnen.“

„Nun gut, ich werde wiederkommen und mich in Gefahr begeben, nur um das Glück zu genießen, mich von Euch zollen zu lassen.“

„Du scherzest, Lieutenant.“

„Ich scherze nicht, ich bin Dir gut. Sich' mir in's Gesicht, und Du wirst sehn, daß ich Dir die Wahrheit sage.“

„Was willst Du, daß ich mit Deinem Gutssein machen soll? Ich bin ein armes, unwissendes Mädchen, Du bist ein Herr und hast, Gott weiß, welche Studien gemacht.“

„Und deshalb, meint Ihr, kann ich Euch nicht gut sein?“

„Ich weiß, was ich sagen will. Leb' wohl, mach' keine Unklugheiten mehr!“

„Morgen komme ich, um mich in Gefahr zu begeben.“

Das Mädchen stampfte mit dem Fuße auf die Erde, dann sagte sie:

„Morgen würdest Du mich übrigens nicht einmal finden, da ich nach Cerreto kommen muß.“

„Um welche Zeit? Ich will Dir entgegenkommen.“

„Ich will nicht, daß Du mir entgegenkommst; erwarte mich um Mittag am Ausgang des Orts, so laßt Du mich ein kleines Stück begleiten.“

„Dank, liebe Argende,“ und er war im Begriff, sie um den Leib zu fassen. Aber das Mädchen sah ihn mit einer so eigenthümlichen, mit Unmuth gemischten Ueberräufung an, daß er sofort davon abließ.

„Leb' wohl!“ sagte er.

„Leb' wohl!“ erwiderte das Mädchen, dann bückte sie sich und plückte eine Blume, die sie dem Offizier mit den Worten hinreichte:

„Schide sie Deiner Schwester, wenn Du ihr schreibst, damit sie die Blumen unserer Berge kennen lernt;“ und sie eilte ganz flint davon, um nicht gewahren zu lassen, daß sie roth geworden war wie eine glühende Kohle, was sie selbst unumthig machte.

Der Offizier hielt die Blume in einer Art zwischen seinen Fingern, daß er seinen Hauptmann zum Lachen gebracht haben würde, dann wanderte er ganz langsam auf Cerreto zu und blickte die Landschaft mit völlig veränderter Miene an und mit dem Ausdruck absohlter Glückseligkeit; als er plötzlich bei der Wiegung einer Steinmauer, die eine Olivenpflanzung umschloß, auf eine Patrouille von Bersagliern stieß, die der Oberlieutenant anführte. Zwei Soldaten, die ihn sahen, riefen aus:

„Da ist er, da ist er!“

Der Lieutenant lief ihnen in munterster Stimmung entgegen. „Oh, Christus! endlich finden wir Dich, Komm! sofort zum Hauptmann, wir sind um Deinetwegen in einer großen Angst gewesen. — Kehrt Euch! — und Offiziere und Verfolgerte gehen gemeinsam in Cerzeto ein.“

V.

Der Bursche des Unterleutenants hatte sich um halb sechs Uhr erhoben, um in's Quartier gegangen, um seinen Koffer in Empfang zu nehmen, der um diese Stunde in der Küche verpackt wurde, und der Offizier hatte kurz darauf sein Zimmer verlassen. Da er die Thür schon aufgesperrt und offen fand, war er davongeehnen, ohne seinen Hausvater zu begrüßen und ohne daß Einer etwas davon gewahrte; das Haus, das er bewohnte, war das letzte im Ort, und zufällig war in diesem Augenblick Niemand auf der Straße und Niemand sah zum Fenster hinaus. So kam es, daß er unbedachtet aus dem Ort gelangte. Oben sieben Uhr hatte der Hauptmann ihn rufen lassen, aber man hatte ihn in seinem Zimmer nicht gefunden; vergebens wurde er im Orte gesucht und man sandte nummehr Soldaten rings um den Ort seiner Spur nach, falls er sich vielleicht etwas entfernt haben sollte, um die schönen Aussichtspunkte zu betrachten, die sich von jenen Höhen darbieten, und da es Niemandem gelang, ihn wieder aufzufinden, hatte man zur Trompete seine Zuflucht genommen und das Signal für die Offiziere blasen lassen, in verschiedenen Richtungen, an den Ausgängen des Orts; aber Alles war vergeblich gewesen. Man begann trauervolle Bedenten über sein Verschwinden zu hegen, als eine Nachricht anlangte, daß Savro mit sechs oder acht Briganten sich zwischen Cerzeto und San Martino herumtreibe.

In dem Augenblick, in welchem Asprini in Cerzeto seinen Einzug hielt, glücklich und strahlend, die kleinen Blumen der ächten Liebe an seine Lippen führend, die Argende ihm gegeben hatte, lief es durch Aller Mund, daß die Briganten, um sich für den in San Martino ihnen gelegten Hinterhalt zu rächen, bei Nacht den Lieutenant geraubt hätten. Die Lage des von ihm bewohnten Hauses verließ dieser Erzählung einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit; Frauen aus der Nachbarschaft berichteten, daß sie bei Nacht verächtliches Geräusch vernommen hätten und Leute nach dem Ausgang des Orts zu hätten schleichen sehen. Es ist leicht zu begreifen, mit welcher Freude ihn nun seine Soldaten, die ihn liebten, und sein Hauptmann zurückkehren sahen. Auch im Ort selbst, wo er im Allgemeinen wegen seiner munteren Laune und weil er sich besonders freigiebig gegen die armen Leute gezeigt hatte, von Vielen geliebt wurde, sah ihn die Mehrzahl mit Vergnügen wieder.

Nach der ersten Regung, die der Freude ihn wiederzusehen galt, setzte ihn der Hauptmann die Folgen seines unbedachten Verschwindens auseinander und ertheilte ihm einen strengen Verweis, indem er ihn davon in Kenntniß setzte, daß er gezwungen sei wurde, ihn hart zu strafen, falls er sich noch einmal erlaube, ohne sein Wissen sich aus dem Ort zu entfernen.

„Ich kann mir schon vorstellen, das schlafe Erörthen, das man gestern Abend beim Anblick jenes schönen albanischen Mädchens bei Ihnen bemerkte, muß Sie heute Morgen gekitzelt haben. Erzählen Sie doch einmal ein bißchen, wohin zum Teufel sind Sie denn gegangen? Ich wette, zu der Barade im Walde, um das Mädchen aufzufuchen und ohne an die Briganten zu denken. Ein hübsches Gesicht, das Sie gemacht haben würden, hätten Sie sich greifen lassen und hätte man Ihnen Ihren gar zu heißen Kopf zwischen zwei Feldsteinen zerquetscht.“

„Ich bin ausgegangen, um mich in der schönen Umgebung umgesehen, und wie ich so durch's Gehölz hinfreiehe, habe ich mich, ohne es zu merken, allmählig immer weiter entfernt.“

„Schon gut, schon gut. Verschwiegen wie das Orakel, das ist ja Ihre Eigentümlichkeit. Um sich die Grillen ein bißchen zu vertreiben, setzen Sie sich einmal hier an den Tisch, ver-

fertigen Sie einen ganz ausführlichen Bericht über die Verhaftung der Briganten und Flüchtigen, lassen Sie vom Courier die Register aufheben und bereiten Sie Alles für zwei Uhr vor. Um drei Uhr soll der Lieutenant mit dieser ganzen Sache nach Cosenza abgehen.“

Asprini's militärische Konzelearbeiten übergehen wir, lassen den Lieutenant von der Compagnie mit dreißig Verfolgerte und einer Verstärkung von Nationalgardien in Begleitung der vierzehn Briganten und vierundzwanzig Flüchtigen nach Cosenza abgehen, wo die Erstern in dem „Domus Petri“ einquartiert wurden, während man die Letztern dem Platzcommando zur Verfügung stellte; und ohne uns in die Erzählung der weiteren Unternehmungen zur Auslandschafung zu verlieren, kommen wir zu den Thatsachen, welche den Zeitabschnitt der Garnisonirung der Verfolgerte-Compagnie von der albanischen Länderstrecke endlich mit einem belagertenverthen Ereigniß beschließen.

Zwei Mal hatte Asprini auf Streifzügen in jenen Bergen seine Soldaten in dem ihm so theuren Walde lagern lassen und hatte still gehalten, um mit der schönen Argende ein paar Worte zu sprechen, und mehrmals hatten sich die beiden jungen Leute allein einander begleitet in der Umgebung von Cerzeto. Bei diesen Begegnungen hatten sie sich in einer der ersten angenehmen Weise benommen: der Offizier lebensfröhlich, respectvoll und zartfühlend, das Mädchen anmuthig, mit einem Gemüth von Zurückhaltung und liebender Eingebung. Die ausdrucksvollsten Stellen in ihrer Unterhaltung waren allemal die Pausen gewesen, das Verschweigen, das Stillesein, das Erblichen und Erörthen, ein Bröchen der Stimme, ein zärtliches Wort, ein härterer Händrucks. Niemand hatten sie sich geglaubt, niemals unarmt, nicht gekannt, was sie nicht vor Jedermann in der ganzen Welt hätten thun können. Das hinderte aber das Gerüde der Leute keineswegs.

Der Vorfall von den Verschwinden des Offiziers am Tage nach der Gefangennahme der Briganten hatte auf der ganzen albanischen Strecke die Leute von ihm sprechen lassen. Der Vater des Fiskaliten hatte erzählt, daß er dem Offizier im Walde nahe bei dem häuschen Argende begegnet sei, auch war seine zweimalige Noth auf der Patrouille bei demselben Hause bemerkt worden und man hatte in der Nähe von Cerzeto die Beiden miteinander sprechen sehen. Mehr bedurfte es nicht, um daraus zu schließen, daß die stolze, die scheue Argende sich der Liebe hingegeben habe.

Der Brigant Savro, der wahnfinnig in das Mädchen verliebt war, das ihn immer zurückgewiesen hatte, knirschte vor Eiferlucht und sehnte sich nur nach Rache. Er dachte daran, es der Garnison in der ersten Phase des Dienstes derselben nachzumachen, sich todt zu stellen und zu verschwinden, um dann den Feind zu überfallen. Er hielt sich daher vor Allen verborgen, ließ das Gerücht unlaufen, er habe jene Gegend ganz verlassen und führe seine Bande mehr, und durch einen Freund ließ er das Mädchen und den Offizier überwaachen, indem er geduldig auf die gelegene Stunde wartete, um seine Rache für den Hinterhalt bei San Martino zu nehmen. Alles schien auf der albanischen Länderstrecke beruhigt. Die Diligence fuhr an der Jeschia von Crati vorüber, ohne angefallen zu werden, man kam und ging in Sicherheit ohne üble Begegnungen von einem Ort in den anderen, das Brigantenhandwerk in diesem Winkel von Calabrien schien beendet zu sein.

Eines Morgens war Argende nach Cerzeto gekommen, um dort kleine Einkäufe zu besorgen; der Offizier traf mit ihr zusammen, kam daß sie das Dorf verlassen hatte, konnte aber nicht erreichen, daß sie eine Weile stehen blieb, um ein wenig mit ihm zu plaudern. Sie hatte große Eile, da, wie sie sagte, ihr Vater sie erwartete, um mit dem Anaben nach Sant Benevenuto zu gehen, wohin ihn gewisse Angelegenheiten riefen und von wo er erst sehr spät am Abend wiederkommen würde.

Der Offizier ließ sie gehen, entschlossen, bis Mittag zu warten und dann in den Wald zu eilen, wo er die schöne Albanerin allein zu finden hoffte.

Um halb zwölf Uhr verließ er den Hauptmann und den Oberleutnant, um, wie er sagte, ein paar Briefe zu schreiben, und erwartete in seiner Wohnung die Mittagsstunde, dann ging er ganz im Geheimen fort, stieg die Via della fonte herab, tauchte in den ersten Kastanienwald und eilte sodann mit laut klopfendem Herzen zur Hütte der schönen Milana, nicht ohne vorsichtig die Orte zu durchspähen, die er besuchte. Er kam nahe an das Haus ohne Ungelegenheiten und hielt einen Augenblick inne, um der hübschen Bergbewohnerin zuzuhören, die mit klarer Stimme eine reizende Melodie in jenem griechischen Dialect sang, von dem er bisher nur erst einen einzigen Ausdruck gelernt hatte, der dem Worte entsprach: Liebe nicht! Endlich sah er sich ein Herz und trat auf das Haus zu. Als er in den Fuß der äußeren Treppe gelangt war, durch die man zu fast allen Colonnistenhäusern dort emporesteigt, die im Erdgeschöß einen Stall oder sonst irgendwelche Geflässe haben, glaubte er sich etwas regen zu hören, wie wenn ein Mensch sich auf die Gehäusche zu bewegte; er hielt inne, sah nach der Seite hin, bemerkte aber nichts als einen Fels, der damit beschüttigt war, die zarten Köpfe der niedrigen Pflanzen zu zerreiben; er lächelte über seine Wahrnehmung und stieg

ganz leise die Treppe herauf, um auf der Schwelle der Thür, die weit offen stand, stehen zu bleiben. Das schöne Mädchen fuhr fort zu singen, indem sie ihre saubere kleine Küche in Ordnung brachte — was in jenen Gegenden nicht nur selten ist, sondern sogar einzig dastehet und die Vortrefflichkeit jenes schönen Wesens erst vollends in das rechte Licht setzte; sie that weder Wams noch Schürze, sondern nur den roten Rock mit tausend Falten und breitem, goldgefranztem Gürt und das hübsche Hemd mit dem gefalteten Besatz, der sich wie flockiger Schnee von dem äußerst zarten Incarnat ihres Busens abhob. Die dürrigen, rauchgeschwärtzen Wände der Hütte ließen die zierliche Feinheit der Formen und Farben dieses kosmischen Geschichts nur noch schärfer hervortreten.

„Argenidel!“ rief der Offizier mit leiser Stimme nach einer Weile.

Das Mädchen erhob den Kopf, erblickte, fuhr sich mit der Hand nach dem Herzen, sah dann den Offizier mit lächelnder Miene an und sagte:

„Gott! Welchen Schreck hat Du mir eingejagt!“

(Schluß folgt.)

### Der deutsche Handwerksbursche.

(Mit Illustration.)



er Wandertrieb steckt im deutschen Blute. Man will behaupten, dieser Trieb rühre noch von den großen germanischen Völkerveränderungen voralter Zeiten her und sei mit der fortschreitenden Cultur eher gemächlich als vermindert worden. Daß aber der deutsche Wandertrieb auch eine hereditäre Eigenschaft ist, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Die namhaftesten deutschen Vürthe haben ihn in tausend Weisen geübt und die talentvollsten Wiedercomponisten der Wandertlust ihr reizendstes Zügel und sono, zwei-, drei- und vierstimmig genidmet. Wer erinnert sich nicht der entzückenden Wanderlieder eines Carl Zöllner!

Friedlich giebt es Kostengelder, die da meinen, das Wandern sei nur für poetisch gestimmte Menschen, für Touristen der Kunst und Wissenschaft und etwa für wohlhabende Vergnügungsbefehende. Wenn ein armer Handwerksbursche wandern will, dann heißt's: er ist ein Bummelr, ein Veltler und Gott weiß noch! — Es ist aber kein Unterschied zu statuiren: der Arme füllt den Wandertrieb in die so gut wie der mit irdischen Glückseligkeiten versehenen. Nur zwei Beschränkungen giebt es: in der deutschen Jugend ist der Trieb am stärksten und nur umgehende Menschen können der Wandertlust fröhnen. Wie mit Weib und Kindern besetzt und sonst durch zwingende Verhältnisse gebunden ist, der ist an die Schwelle gebannt und mag sich schenken, hinaus in die Ferne, wenn er dem Fluge der Schwalben nachschaut oder des Kranichs, „der dort fernab zieht“.

Weiden wir sich diesmal beim Wandern der deutschen Handwerksburschen. Es ist ein Thema, welches seit Langem an der Tagesordnung steht. In früheren Zeiten, so lange die alten Annahmen bestanden, war das Wandern der jungen Gesellen etwas Selbstverständliches. Es wäre kein Meister als vollständig angesehen worden, der nicht seine gehörige Wandertzeit hinter sich hätte, der nicht ordentlich „in der Welt herumgekommen“ war. Darin lag etwas recht Gutes. Das größte Gefährd und die beste Ausbildung in Handwerken fand sich an bestimmten Punkten, namentlich in verkehrsreichen Städten vor. Dahin mußten die jungen Gesellen ziehen und sich die Hände und Bortheile der berühmten Meister abspülen, neßbei auch sich den Welton im Umgang mit alter Welt aneignen.

Genug, die Einrichtung, den Handwerksgefallen mit dem vollenden „Verlernen“ hinter sich in die Fremde zu senden, hatte ihre volle Berechtigung. Seit Aufhebung der Zünfte und Einführung der Gewerbefreiheit befreit man die Berechtigung, weil das Wandern nicht mehr notwendig sei und weil sich überall Gelegenheit finde, sich die Ausbildung in den Handwerken anzueignen.

Dieses wie Jenes läßt sich bekreiren. Seit Einführung der unbedingten Werberfreiheit haben sich die Daupter mit Schindenswaren des Wanderns bemühtigt und erfüllen besonders keine Orte mit Gebrauchsgegenständen, auf die im vollsten Maße das Neulautz die Wort paßt: Billig und schnell. Diese Schindenswaren werden fast ausschließlich in „Fabriken“ angefertigt, mit denen das solide Handwerk nicht mehr concurren kann. Es ist schon aus diesem Grunde notwendig, wieder mehr Geuigt auf die Ausbildung des Handwerks zu legen; weil aber die großen Städte noch immer die Gewähr größerer Verzinerung in Handwerken darbieten, so bleibt noch wie vor das Wandern der Gesellen rathsam.

Gerade jetzt hat der „Industriecerein“ in Dresden das Thema: „Der Handwerksbursche mit dem Stab in der Hand“ in einer Denkschrift behandelt. Wir entnehmen derselben:

„Trotz aller Anstrengungen und allen guten Willens wird es weder den „Vereinen gegen Bettel“, noch den „Arbeiter-Colonien“ gelingen, den Betteln der arbeitslosen reisenden Handwerker ein Ende zu machen, so lange nach Arbeiter sich auf der Landstraße bewegen. Das Wandern des deutschen Handwerksgefallen ist aber nicht nur eine nationale Eigenschaft, sondern auch eine wirtschaftliche Nothwendigkeit. So lange es nicht möglich ist, jedem Arbeiter, der an einem Orte brodllos wird, sofort an einem anderen Ort Arbeit nachzuweisen, so lange derselbe also genöthigt ist, den Wandertab zu ergreifen und von Ort zu Ort zu pilgern, so lange wird auch die Nothwendigkeit bestehen, diesen Wanderern eine ausreichende Unterstützung zu gewähren, wenn sie nicht dem Hungertode verfallen oder zu Verbrechen oder mindestens doch zu Bettlern werden sollen. Daß das auf der Landstraße „erfordere“ oder von einem „Verein gegen Bettel“ gewährte tägliche Almosen die unumwundene Unterstützung ist, auf welche ein rechtfertigender, ohne seine Schuld brodloser Arbeiter jezt nothwendig angewiesen ist, liegt klar auf der Hand. Soll dem reisenden, überhaupt brodlosen Arbeiter eine genügende Unterstützung gewährt und damit der Bettel dieser Leute radical ein Ende gemacht werden, so kann dies nur dadurch geschehen, daß man für arbeitslose Handwerksgefallen ebensowohl organisierte Hilfskassen einrichtet, wie für erkrankte, und daß der in Arbeit befindliche Handwerker oder Fabrikarbeiter verpflichtet ist, in der Zeit, wo er in Arbeit steht, zu dieser Meinerunterstützungskasse ebensojagt beizutragen, wie zu der Krankenasse.“

Dem ist entgegenzuhalten, daß das unmöglich das Wandern als Zwang, sei es auch nur von Seiten der neu zu organisirenden Handwerksverbände, eingeführt werden könnte. Wenn demnach der junge Geselle nicht wandern will, so kann er doch auch nicht genöthigt werden, zu einer Meinerunterstützungskasse beizutragen. Es ist demnach, daß diese Kasse bei jedem Handwerk eingeführt würde und daß derjenige Geselle, welchem seine erfillte Beitragspflicht nicht begehmeit wäre, auch nichts aus der Kasse erhalte, wenn er dann selbst reist; daß er dann lediglich auf die Unterstützung der Vereine gegen Bettel und für Obdachlose angewiesen wäre.

Und weiter ist gegen den Vorschlag einzuwenden, daß den wandersüchtigen Handwerksburschen, d. h. solchen, die lieber bummeln als arbeiten, die Mittel der Reisekassen am meisten zu Gute kommen würden. Es giebt ja und gab zu allen Zeiten besondere Exemplare alter Handwerksburschen (wie ein solcher Seite 557 abgebildet ist), die sich ihr Leben lang von Ort zu Ort schlagen und „den lieben Gott einen frommen Mann sein lassen“.

Zu erwägen ist aber der Vorschlag des Industriecereins in Dresden ebenfalls, wie die Reorganisation von Handwerksverbänden (Zünften) überhaupt. Daß letztere keine Aulste für den alten Schandbier, keine Zuchtanstalten für englische, lüchende Jüntler sein dürfen, versteht sich von selbst. In jenen Zeiten haben keinen Raum mehr für ungescholtenen Meinerlebermuth und bengende Verbetungsmacht. Wohl aber gebraucht das Handwerk mannigfach wieder eine Zurückführung zu solidem Wesen und zu gesunden Ausbildung von reifen Meistern. Jezt nennen sich Viele „Meister“, sind aber nichts weniger als solche, und die Verfabriken haben in einzelnen Handwerken, z. B. der Schinderei und Schuhmacherei, in Folge schlechter Moden den Gipfelpunkt erreicht.



Der lustige Handwerksbursche. (Zegt siehe Seite 556.)

# Schlesische Chronik.

Zur Geschichte des Bischofs Jacob von Sals. Aus Lauban, 23. April, erhalten wir nachfolgende Zuführung: Bequimgenend auf die am 23. December v. J. erschienene Nummer Ihres Blattes, die erst heut in meine Hände gelangte, erlaube ich mir zur Schlesischen Chronik „Aus der Chronik der Stadt Reife“ ergeben zu bemerken, daß sich die Originalhandsch. Papiere des S., durch welches Jacob von Sals zum Bischof bestiftigt wurde, in hiesiger Stadt-Bibliothek befindet. Wie diese hierher gekommen, ist unbekannt. Wilhelm Krauer, Stadt-Bibliothekar, **Freibad.** Bekanntlich tritt der Herr Minister für Landwirthschaft in neuester Zeit erplich für den Freibad, namentlich in Oberschlesien, ein, und sind namhafte Gedächtnisse dem Landwirthschaftlichen Ministerium zur Verfügung gestellt worden, um den Ausbau des Freibades, dieser so wichtigen Culturpflanze, in ihrer doppelten Eigenschaft als Geflügel- und Deihpflanze zu leben und auszubehalten. Es hat sich auf Veranstaltung des Ministeriums die bekannte Firma J. D. Orhne in Chemnitz und Wittrow (Dresdenburg), die seit 30 Jahren in Chemnitz große Spinnereien besitzt und seit 8 Jahren Wollschleiferei für Preußen auf eigene Rechnung mit großem Erfolge unterhält, bereit erklärt, ein solches Wollschleifwerk von etwa 6 Morgen auf der Königl. Domäne zu Poppelau herzurichten. Dieses Vorhaben, das beschloß, bedingt fast ganz mit dem Fließgewässer, verlangt eine ganz intensive Vorbereitung des Landes, vermehrt die sogenannte Trocken- oder Thaurdeire des Fließes, trennt sein Wasser am Dien und wendet anstatt der bekannten Sandbrechen Maschinen an. Das genannte Wollschleifwerk in Poppelau ist unter persönlicher Leitung eines Vertreters obiger Firma, des Herrn von Quatzen, eines Belgiers, im Herbst vorbereitet worden. Während der Winterzeit wurden der Teich zur Wasserleite und zwei Vertiefe angelegt. Die Einleitung erfolgte mittelst der Dreiflächenschiene. Gezeichnet waren dabei von auswärts auf Veranstaltung des landwirthschaftlichen Centralvereins für Schlesien die beiden für Oberschlesien angestellten Wanderelehrer Herr Blech und Bodarz-Doppel, um den genannten Vereine Bericht zu erstatten.

Zur Geschichte des schlesischen Dialects von Carl Brauns Wiesbaden. In einer längeren Abhandlung: „Deutsche Dialecte und Dialectdichter. Klauderien eines alten deutschen Zollruffen“, abgedruckt in „Muster Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart“, verbreitet sich der Herr Verfasser, der uns sein Werk zur Benützung stellt, auch in umfassenbere Weise über den schlesischen Dialect. Wie gebeten daraus das Besondere mitzutheilen und beginnen heute mit Dem, was der Verfasser die mundartlich schlesische Dichtersprache nennt.

Schon ein halbes Jahrhundert, die Andreas Gruppian, wie es Carl von Holtei ausdrückt, seine „glorwos Vorkämpfen“ führt hat der schlesische Dialect höchstener Verwendung gefunden, und zwar in einem Drama, das ein Heiligenspieler Doctor Vannus Kobler verfaßt hat, und das von dem geistreichen Heiden Gröstoff von Jedlig, und von den Treten handelt, so er bei überreicher Bekleidung der Stadt Wien überliefert. In dieser historischen Tragödie tritt ein höherer „Schliffinger“, der Fuhrmann Hans, auf, welcher „rene raus“ Dialect redet. Im vierten Act des Stückes, wo der Sturm auf die Stadt geschliffert wird, singt ein dem ehrliehen Hans, der ein Führer von „Butter“ (Butter) und „Schoffsta“ gebracht hat, an, unheimlich zu werden . . .

Ich wäre so leidlich (sehr) gerne 'naus,  
Und sey Menschlich mich ad 'haus lohn,  
Das ich quom amol davon . . .

In dem Stück wird ein Jude als Eponen ergriffen und auch unser Hans arretirt. Man läßt ihn aber laufen, aber der Jude wird zum Verlust einer Hand verurtheilt. Hans legt gegen die hochwohlprinzliche Strafe Protest ein und fragt schlifflich:

Wenn Ihr'n a so verpöhlen wöll,  
Womit wird hä dem zahlen 's Wöll?

Ich habe des Buches nicht habhaft werden können, und beschränke mich daher auf Angabe seines Inhalts, welche ich dem schon angeführten Aufsätze von Julius Stein entnehme.

Ein Gruppian ist, soviel ich habe ermitteln können, die schlesische Mundart bereits 200 Jahre lang nicht mehr so wirksam dichterischer Verwendung gekommen. Es war jene Zeit der Abwägung der Dialecte, welche man für gemein oder bäuerlich hielt, und im Interesse der „Bildung“, d. h. der Schriftsprache bekämpfen zu müssen glaubte, ohne zu bedenken, wie so oft und so viel schon auf die Entferrung und Verdrängung flüchtige Schriftsprache von Neuem gesunde Mahrung und stiche Kraft aus der in einiger Entwicklung begriffenen lebendigen Volkssprache und ihrer einzelnen Dialecte geflohen.

Auch in Schlesien hat sich der Dialect stärker und lebensfähiger erwiehen als seine Beschützer und Verfechter. Obgleich die Literatur seine Reiz von ihm nahm, hat er „den stillen Neben gleich, das im Verborgenen blüht“, fortgeteilt. Und als nun die Zeit kam, da die deutsche Nation sich wieder zu ihrem Volkthum bekannte, da sie wieder ihre geschichtlichen und nationalen Heiligthümer pflegte, da der große Verehrer dem Volk auch das Verständnis seiner Sprache und ihrer Mundarten, und die historische Entwicklung derselben wieder aufschloß, da fand sich auch Jemand, der, angeregt durch die Dichtungen des

alemannischen Habel und deren rasche und große Erfolge, den literarisch verzeigten und begrabenen schlesischen Dialect wieder ergrünte und verwehrete. Es war Carl von Holtei, geboren in Breslau am 24. Januar 1798, gestorben in Breslau am 12. Februar 1880.

Wenn man von einem deutschen Dichter sagt, sei an denselben Orte geboren und gestorben, so spricht die Vermuthung dafür, daß er, wie Jean Paul schreibt, verlehrt unter Dalmen und Kraut, auf dem Furchen der warmen Erde, so spricht die Vermuthung dafür, daß er seinen heimlichen Reize gelehrt und dem „homo vivit, qui bene latuit“ (d. i. „Wohlthun leht man nur im verborgenen Winkel“) nachgelehrt hat, um nur zuweilen ausnahmsweise und auf kurze Zeit sich auf der Leiter schmeitender Vieder hinaufschwingen in den hohen blauen Hethen und dort zu schweigen in Vergeßlichkeit alles Dessen, was dort unten Bedrückendes auf ihm gelegen.

Voltei bildet eine Ausnahme von dieser Regel. Er war eine unsteife Natur, aber ein guter und edler Schreier, den es immer wieder zurückzu noch freien schlesischen Heimath. Er glied dem Reizen Hinfuß, dem Sohne der Wäa, der Erde. Dieser Reize war dadurch unüberwindlich, daß sich seine Kräfte verdobbelten, sobald er die geirte Mutter Erde wieder berührte. Nur ein Dercalles vermochte ihn zu überwinden, und auch dieser nur dadurch, daß er ihn aufkub und ihn so lange auschwendend in der Luft hielt, bis er ihn erschleifet hatte. Gmüthlicherweise hat Holtei auf seine Lebensbahn seinen Hercules erkoben, den ihm hinderte, auf seine teinen alten schlesischen Mutter Erde zurückzukehren.

Er war Wits und noch Einiges: Soldat, Jurist, Schauspieler, Dichter, Dramatiker, Director, Requieur und Secretär am Theater, Begründer, Redacteur und Herausgeber einer Anzahl von Blättern für Literatur, Kunst oder Theater, immer dem Zirkelskaren folgend von Ort zu Ort. Es ist schwer, zu sagen, wo er nicht war. Folgende Orte bezeichnen einen längeren Aufenthalt: Breslau, Dresden, Hamburg, Wien, Leipzig, München, Wien, abermals Dresden, Gray in Steiermark, la ville des graces au bords de L'Amour (an den Ufern der Mur) fast der galante Franjoze, und endlich — post varios oasus, post tot discrimina rerum — doch immer wieder sein gutes altes heimathliches Breslau. Und in Breslau ist er denn auch gestorben, in der Pension des Klosters der „Paarberzigen Brüder“, welche ihm, dem Alten, kranken, Lebensanden eine sorgsame Pflege zuwenden ließen, obgleich er mancherlei „Heterodoxes“ oder gar „Sündhaftes“ geschrieben, und er starb, hatte er am 24. Januar 1878 in Breslau seinen 80. Geburtstag gefeiert, beglückwünscht von Schwestern, geschrieben, dem Samstag gefeiert, beglückwünscht von Schwestern, von Deutschland, vom Auslande, ja von mehreren literarischen Vätern. Er war Kosmopolit und selbst doch immer ein guter und aufrichtiger Schlesier. Er war Romantiker, aber wenn man einen härteren Ausdruck gebrauchen will, sogar manchmal ein Vagabund, aber immer besetzt von einem lebhaften Heimathgefühl, und da es damals noch kein Deutsches Reich gab, so richtete er, der eigentlichen auch nicht recht wußte, ob er in Preuße oder Oesterreich, dem Ausdruck seiner Heimathliebe an Schlesien; denn das vernichtend stand außer allem Zweifel: ein Schlesier war er.

Und so gab er denn im Jahre 1830 eine Sammlung seiner schlesischen Gedichte heraus, wie solche im Laufe der Jahre nicht planmäßig gedruckt, sondern einzeln und gelegentlich entstanden waren, wie man eben gerade „vereint zu guter Stunde“ war, oder irgenben Eherg oder sonst ein kleines Erlebnis den Anstoß gegeben hatte. Mierzig Jahre später schreibt Carl Weinhold:

„Immer noch behauptet Holtei den ersten Platz unter den schlesischen Dialectdichtern; ja je länger, desto allseitiger wird er von ihnen als der Dichter anerkannt, dessen Reize man sich aneignen muß, will man nicht als Unschlesischer aufgefaßt, sondern auch schlesischer Dicht, Redner und Lebensart nachahmen. Je mehr sich die neue Zeit auch in Schlesien rührt und die alten provincialen Formen des Lebens und der Sprache den überwältigenden Einflüß des allgemeinen deutschen Lebens erfahren, um so wertvoller werden Holteis schlesische Gedichte; denn sie geben den rechten Zustand unserer Mundart und malen einen Reute nach ihrer alten Eigenthümlichkeit.“

Und an einer anderen Stelle sagt er: „Wer Schlesien und die Schlesier kennen lernen will, der greife zu Holteis Gedichten.“

Jetzt sind diese Gedichte in Hebrermanns Hand. In Schlesien kann man sie auswendig. In den übrigen Deutschland und in Oesterreich sind sie bekannt und verbreitet. Sie sind erschienen in gelblichen Ausgaben: in Volls- und Miniaturausgaben und in einer Pracht Ausgabe, welcher ein vortheilhaftes Glossarium von Carl Weinhold und Hübche Bilder und Zeichnungen von Auguste von Deuben beigegeben sind.

Wenn aber, wie wir gesehen haben, die Kunst der Ländliche es so hätte, daß die „Alemannischen Gedichte“ von Habel ihren großen Erfolg gleichsam schon beim ersten Auskub erlangten, so ist es dagegen Holteis „Gedichten“ recht schwer geworden, zu allgemeiner Anerkennung und Verbreitung durchzugeben. Es hatte volle 20 Jahre gedauert, bis sie eine neue dritte Auflage erleben.

Dem Einen waren sie zu schlesisch und dem Andern nicht schlesisch genug; Die Waldenburger sagten: „Das ist doch nicht unsere Sprache; wir an der Hohen Eule, wir sprechen ganz anders.“ Die Traubnerberger oder die Loßbüßiger meinten: „Ja, so mag man wohl in Braßell (Breslau) reden, aber wir sprechen nicht so.“

Die Grüneberger meinen: „Wie lautet das G ungeheßlich, wir sprechen viel Feiler.“ Und so weiset mit Grazie in infinitum.

Und sie hatten Alle ganz recht; die Waldenburger, die Grüneberger, die Trachenberger, die Reobfchilser alle miteinander. Allerdings hätte Hölzel sich nicht eines der localen und particularen Einzelbafende bedient, er hat sich seine Sprache in einem gewissen Sinne selber geschaffen. Es ist die Sprache Poetis; aber gerade dadurch ist sie erlit recht „Schleßisch“. Es ist nämlich ein gemilberes Gemischt- oder Gemeinſchleßiſch, das nicht nur jeder Schleſer von Haus aus versteht, fondern auch jeder nichtſchleſiſche Deutſche mit ein wenig Mühe und Aufmerſamkeit ſich aneignen kann. Man könnte es in Gegenſatz zu dem „wilden Schleßiſch“ einiger abgelegener Gebirgsbäler, wie z. B. in der Graßnitz-Geb., „Cultur ſchleßiſch“ nennen. Trotzdem aber überdriete es nirgends die ſchleſiſche Grenze, z. B. es bewegt ſich doch immer, nos Rudradr, Gedankenang, Bezeichnung und Gemüthsart anlangt, auf echt ſchleſiſcher Umräumung. Hölzel hatte einen leichten Wurz. Er hat ſich nicht gern mit Kopfschmerzen gemacht und nicht über die Dichtkunft und deren Geſchichte nachzudenken. Sein philoſophiſch und geſchichtl. Ich glaube daher kaum, daß er, während er ſeine ſchleßiſchen Gedichte ſchuf, ein beſtimmtes Syſtem hatte, nach welchem er die Sprache handhabte. Allein er hat, auch wenn er dies nicht that, gleichſam durch Intuition den Weg gefunden, auf welchem er am ſicherſten und erſolgreichſten das bälbiſche Kind der Ober und der Sudeten einführen konnte in das Geſamtpantheon der großen deutſchen Dichtung.

Auch in ſeinen Romanen, die ein wenig breit, aber doch ſehr unterhaltend ſind und auf eigenen Einſchaltungen beruhen, bewegt ſich Hölzel gern auf ſchleßiſchem Boden. Der eine heißt „Die Weſtſche“. Dies iſt ein Spottname für die Schleſier. (Schluß folgt.)

**Eine alte Karte des Großen.** (Mit Illustration.) Das Jahr 1884 iſt für die weltweite Geſchichte und für Deutſchland beſonders ein geſchichtlich wichtiges Erinnerungsjahr: vor 1070 Jahren, im Jahre 814 ſtarb der große Karl, Stifter der mächtloſen fränkischen Monarchie und des abendländiſchen Chriſtenthums, und vor genau 1000 Jahren, im Jahre 884, wurde die nach Karls des Großen Tode wiederum geſtiftete Monarchie unter Ludwigs des Deutſchen Sohn, Karl dem Dritten, wieder vereinigt. In Karl dem Großen verehrt die deutſche Nation den größten, den verſtändlichſten Fürſten, welcher in alten Zeiten eine Krone getragen. Er iſt der Urtypus aller römiſch-deutſchen Kaiſer, der nicht allein alles Weſtliche unter ſeiner Botmäßigkeit hielt, fondern auch oberer Beſitzer der Kirche war und dem das getammte Vorkriſtenlum ſich zu beugen hatte. Er ſetzte im Abendlande die erſte chriſtliche Gelehrten-Academie, errichtete Gemeinſchulen und Singſchulen, welche Wiſſe an, pflanzte ſie im weſtlichen Europa aus. Er ſah im Süden mit ſeinem Kaiſerthum ſich vereinigen. Im Norden, beſſen Gebauer er war, ließ er die erſten deutſchen Landesmärkte anbringen, deren Gegenſand die großen Hatten der mächtigſten Fürſter aller Zeiten waren. In dieſem Dome wurde Karl nach dem Tode auch beſetzt, und zwar im Krönungsborm, mit dem Scepter in der Hand und der Krone auf dem Haupte, ſtehend auf einem Tronſeſſel — ſo wie ihn die Portraitbüſte auf Seite 145 darſtellt. Als der große Kaiſer Otto zum erſten Male nach Weſten kam, ließ er die Wraſt öffnen und fand ſeinen berühmten Vorſahren noch in der ſtehenden Stellung. Er nahm den Scepter aus beſſen Hand an ſich. Daß die Krone zu Karls des Großen Zeit ſchon einen gewiſſen Höhepunkt erreicht hatte, zeigt eine Bronze-Statuette des gewaltigen Gelehrten der abendländiſchen Chriſtenheit, welche entweder noch bei Beſitzern beſtehen, oder doch gleich nach ſeinem Tode angefertigt wurde und in Nachahmung geſehen worden ſein ſoll. Dieſe Portraitſtatue befand ſich in früheren Jahrhunderten im Domeſtunde zu Weß (wo Karl der Große einen Biſchofſitz errichtete) und wurde dort im Dome jedes Jahr am Todestage des Kaiſers 36 Stunden lang bei brennendem Kerzen ausgeſtellt. Später wurde die Statuette nach Paris entführt, wo ſie ſich heute noch in „Musée Carnavalet“ befindet. Eine Copie des ehrwürdigen Kunſtwerks iſt ſeit kurzer Zeit in Berlin im Beſitz des deutſchen Kaiſers; der Meyer Dombau-meifter Dornow hat ſie dahin gebracht.

**Allerlei Nützliches.**

**Die Maſſage.** Vor etwa zwanzig Jahren lebte in Borda (Böhmen) ein Bauer, Namens Pich, der weit und breit als Wunderrmann galt. Er machte Kranke geſund, heilte Fieber, abendliche Glieder, vertrieb die ſchmerzhaften und Schwermüde. Seine Wunderrührte er durch energiſche Einreibungen mit einer Salbe aus, deren Zuſammenſetzung, wie man behauptete, als Geheimniß vom Vater auf den Sohn in der Familie Pich fortvererbte. Verlangte man aber von ihm die Salbe, ſo pflanzte er zu antworten: „Die Salbe thut nicht, man muß es verſtehen ſie einzuzureiden.“ Seine Thätigkeit war nichts Anderes, als das ſogenannte Maſſiren, das Weiben und Kneten einzelner Körperpartien. Seitdem iſt die Maſſage von den berühmten Chirurgen der Gegenwart, von Wuſch, Wilroth, Esmarch, Rußbaum und anderen in die Therapie eingeführt. Sie hat auch einen gelehrten Namen erhalten, ſie heißt jetzt Mechanotherapie und wie alle neuen Methoden, verſucht man auch ſie überall und gegen alle möglichen Weiden. Zur Weiden beſteht darin, daß durch mechaniſche Eingriffe, paſſive und active Bewegungen der Blutzufluß zu erkrankten Theilen derart regulirt wird, daß die Ernährungs-Verhältniſſe eine Umgeſtaltung im günſtigen Sinne erfahren. Profeſſor Krouderer ſagt darüber: Unter dem Einfluſſe der Maſſage

erholen ſich auch ermüdete Muskeln oft in vollkommenerer Weiſe, als durch bloße Ruhe. In manchen Fällen leiſtet der maſſirte Muskel ſogar bei Weitem mehr, als der friſche zuvor zu leiſten vermochte. Der krankhafte Zuſtand, welcher ſich bei ſtark ermüdeten oder ſehr erregbaren Muskeln häufig einſtellt und unter dem Namen Contractur, bekannt iſt, kann durch die Maſſage völlig gehoben werden. Dieſelbe leiſtet die Erregbarkeit des Rückenmarks unverändert, ſetzt dagegen die Dauererregbarkeit herab. Diejenigen Weiſe aber, welche überhaupt wirksam ſind, leiſten nach der Maſſage größere Muskelzuckungen aus, als ſie vor derſelben vermöchten. Die Heilwirkung der mechaniſchen Eingriffe wird ſteis von dem Grade der Beſchädlichkeit des Muskels abhängen. Siehe übrigens das Werk von Dr. Joſef Schreiber in Wien: „Praktiſche Anleitung zur Behandlung durch Maſſage und mechaniſche Muskelübung.“

**Fleden zu entfernen.** Alle Fett-, Del-, Harz-, Stearin-, Firniß-Fleden etc. in Seide, Atlas, Tuch etc. laſſen ſich dadurch leicht entfernen, daß man ein um den Flegel herum gewickeltes reines Tuch in franzöſiſchen Terpentin taucht und die Fleden damit abreibt. Wachs- und Stearin werden vorher mittels eines Meſſers beſtimmt abgekratzt. Bei größeren Fleden auf weniger empfindlichen Stoffen kann man ſtatt des Tuches auch einen mit Terpentin oder Benzol beſetzten Schwamm benützen.

**Schleſiſcher Weichheits-Kalender.**

- (Nach Mittheilungen des Paſtors **Vornmann** in Braunſch.)
- Den 24. Mai 1528. Die ſchleſiſchen Fürſten und Stände bewilligen dem König Ferdinand I. ein neues begehrted Zoll-, Bier- und Schiefgelde auf 3 Jahre.
  - 1538. Grundſteinlegung der Waſſerkunſt zu Breslau.
  - 1642. Capitulation von Schwednitz an die Schweden unter Torſtenſon.
  - 1666. Biſchof Sebaſtian in Breslau giebt den Befehl, alle evangeliſchen Schullehrer und Glieder aus ihren Kirchſprengeln zu vertreiben.
  - 1696. Großer Brand zu Landberg.
  - 1709. Evangeliſche Kirche zu Teſchen erbaut.
  - 1812. Brand zu Mauerwitz, Nr. Reobſchilz; 120 Häuser.
  - 1819. Vermögens- und Einkommenssteuer wird eingeführt.
  - Den 25. Mai 1398. Die ganze Stadt Glogniß wird durch Feuersbrunn in einer Stundthauen verwanelt.
  - 1550. Die Stadt Mültau brennt fast ganz darnieder.
  - 1718. Die Schweißfeſche übergeben der Regierung zu Glogniß auf kaiſerlichen Befehl zur Glaubensbekanntniß.
  - 1791. Großer Brand zu Breslau.
  - 1819. Brand zu Mültau, 58 Wohnhäuser und öffentliche Gebäude.
  - Den 26. Mai 1542. Großer Brand zu Neiße, Kirche und 300 Häuser.
  - 1653. Die evangeliſche Beſchädlichkeit des Fürſtenthums Breslau erſcheint auf kaiſerl. Citation auf dem Rathhauſe zu Neumarkt und erſtall den Befehl, die Pfarrkirche zu räumen.
  - 1659. Bernauß brennt ab, durch 2 Wobdbrenner angezündet.
  - 1678. Erbauung der evangeliſchen Kirche zu Nieder-Weßen bei Weſtenberg.
  - 1813. Treffen bei Haynau, Sieg des Generals Blücher über die Franzoſen unter General Wallon.
  - Den 27. Mai 1541. Glogniß wird ausgebrannt.
  - Den 27. Mai 1541. König Ferdinand beſteht bei ſeiner Anweſenheit in Breslau, alle verheirateten Weibliſchen aus Schleſien fortzuſchaffen.
  - 1543. Großer Brand zu Bernauß.
  - 1654. Beſchneime der evangeliſchen Stadt-Pfarr-Kirche zu Friedland bei Schwidniß.
  - 1762. Brand zu Oppeln.
  - 1813. Kaiſer Napoleon in Glogniß.
  - Den 28. Mai 1227. Einweihung des Kloſters zu Heinrichau, Nicotaus von Heinrich, Domherr zu Weſten, Königer Herzog Heinrich Ritter Daßſche.
  - 1616. Aufbruch zu Glogniß wider den Rath daſelbſt, wobei zwei Rathsherren enthauptet werden.
  - 1663. Grundſteinlegung der Kirche zu St. Bernhardin in Breslau.
  - 1608. Großer Brand in Reobſchilz, 309 Häuser.
  - 1813. Jauer von franzöſiſchen Truppen beſetzt.
  - Den 29. Mai 1472. Victorin und Heinrich, die beiden Söhne Georg Lobibrads, erhalten von Chadiſlaw die Beſtätigung über die Graſſchaft Olaw.
  - 1539. König Ferdinand I. in Breslau, ihm bewilligen Fürſten und Stände zum Türkenkriege nochmals 60,000 Fl. nebst 2000 Pferden.
  - 1765. Abt Felbiger errichtet zu Sagan das erſte kaiſerliche Schul-ſeminarium.
  - Den 30. Mai 1521. F. Herzog Georg zu Brieg.
  - 1616. Großer Brand zu Brieg; 178 Häuser nebst Kirche.
  - 1698. Großer Brand zu Rathſberg, 178 Häuser nebst Kirche.
  - 1788. Erſte Mißthierung des Hünſelſchen Meſſins zu Breslau.
  - 1813. Befehl zuweiſen franzöſiſchen und ruffiſchen Truppen zuweiſen Seredniß und Gr. Hofen. Wunderrührte Seitens franzöſiſcher Truppen in Stephandorf bei Neumarkt.

**Literarische Neuigkeit.**

Ueber zwei kleine Schriften, welche ein überaus wichtiges Thema behandeln: 1. Die Dübberit'sche, ihre Entfaltung, Verhütung, und mögliche Verhütung ohne Anwendung von Arznei. Von einem alten Bekannten (Oberlieutenant a. D. Spohr), Hannover, Schmolz und Köpcke in Berlin. 2. Die Dübberit'sche und ihre Heilung. Wissenschaftlich-populäre für Ärzte und Laien erdichtet von Dr. O. Sturm, prakt. Arzt in Berlin, Berlin, Verlag von E. Strauß, werden wie uns der Bedeutung der Sache wegen in einem besondern Artikel verbreiten.

**Alte Leute betreffend.**

Gulm. Am 20. April trat der Senior des preussischen Episkopats, der Oberhirt der Diözese Gulm, Bischof Johannes v. d. Marwitz in sein 90. Lebensjahr. Am 20. April 1830 zum Priester geweiht, feierte der Bischof bereits vor vier Jahren sein Höchsteiges Priesterjubiläum. Am 8. April 1857 zum Bischof consecrirt und intronisirt, leitete der Jubelgenä, welcher schon an den Freiheitskriegen theilgenommen, die Diözese bereits 27 Jahre.

**Merci alle Heiteres.**

Nach ein Wit' vom alten Schadow. Gottfried Schadow, der Lehrer Knauth's, sagte zu sagen, als dieser sein Studium zu hohem Künstlerhum gelangte: „Mein ganzes Studium ist Knauth aufgegeben.“

Die gebeten Trichinen. Dem jüngst verstorbenen bonapartistischen Abgeordneten Haentjens postum ist im Jahre 1881, als es sich um die Einfuhr von gewissen amerikanischen Schweinefleisch nach Frankreich handelte, das er in der Höhe des Gefechtes rief: „Die Trichinen, von denen ich speise die Ehre habe, zu sprechen...“ Diese Uebersetzung für die Trichinen wurde mit homerischem Glanzwort beantwortet.

Wärmerische Kritik. In Philadelphien wurde bei der Centennial-Ausstellung auch ein Gemälde von Dabuzie, „Adam und Eva“ ausgestellt. Unter Demen, die es in Augenschein nahen, befand sich auch der vorerwähnte Dichtergatte Hr. Rob., „Was denken Sie von dem Bilde?“ wurde derselbe gefragt. „Ich habe eine sehr geringe Meinung von dem Maler, mein Herr!“ „Wie?“ Eine geringe Meinung von diesem großartigen Kunstwerke!“ „Ja. Wie kann man denn der Eva einen Apfel von einer Sturbe in die Hand geben, die erst seit 20 Jahren existirt!“

Mit Geist. Ewald Dechant wurde einst nach der Darstellung des Franz Moor herausgerufen. Sie verneinend sagte er zum Publikum: „Vorhin drückte ich aus, was ich nicht fühlte, jetzt fühle ich, was ich nicht ausdrücken kann.“

**Räthsel.**

**Titel berühmter Theaterstücke:**

I. **Wieb mit 1 Liter, ich gebe dir 2 Meter.**

II. **Albert Frisch Karl Heinrich**

III. **Otto Lina Richard**

IV. Ein österreichischer General von 1794—1805, Ein Utensil zum Stuben.

V. Rebus von H. Rege.

**Rhein Stengl u Ehe Du Ihr**

**Diest**

**See K**

VI. Sprichwörterräthsel.

Schütz t hor Morgen  
1811 so Jager.

**Inhalt:**

Die Schilothron von Charolainen. Roman von G. von Wald. (Fortsetzung). — Claudereen über den Morgenjäger. Von H. Raab. (Schluß). — Die Kronen des Schwabenlandes. (Mit Illustration). — Ariele in Calabrien. — Was den Italienischen der August Schütz von seinem Schwab. (Fortsetzung). — Der deutsche Schwanenfabrikant. (Mit Illustration). — Auerlei Räthsel. — Schiller'scher Gedächtnistafel. — Alte Leute betreffend. — Merci alle Heiteres. — Räthsel. — Correspondenz und Fragebeantwortung.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Zschuner in Breslau. — Druck und Verlag von E. Schottlaender in Breslau.

**VII. Räthsel-Homonym von Gustav Haller.**

Ein schönes Weib der Fabelwelt,  
Ein feiner Stern am Himmelzelt,  
Ein edles Herz von Küstlerhand,  
Ein Fluß im tiefen Frieselland: —  
Dasselbe Wort find diese Vier!  
Von ganzen Bergen wünsch ich dir,  
Daß rückwärts dieses Wort nicht fehle  
Der Sinesart von deiner Seite.

Aufklärung der Räthsel in Nr. 34.

1. Sibirtrahl. 2. Freitag. 3. Nafari. 4. von Langenberg.

**Correspondenz und Fragebeantwortung.**

**Zu beachten.** Unverlangt eingehende größere Manuscripte werden nur im Falle, daß ihnen genügendes Rückporto beiliegt, keine Manuscripte überhaupt nicht zurückgesandt.

**Wette. Breslau.** Die richtige Schreibweise ist „hoffen“, nicht „versen“. **H. Demich.** Freimaurer, welche in eine Loge aufgenommen werden, haben dem hommerfähreren Meister zu grüßen, mit der größten Höflichkeit sich zu verhalten zu wollen. Eine andere Auslegung, eine daß je irgend einem Meister als einem Meistersge zu gehören hätte, ist nicht haltbar. Vor der Aufnahme wird mit großer Sorgfalt ein Probeexamen gegeben, ob es der Candidat eines Logen mit sich ablehnt, und mit erlenen Proben erfolgt seine Aufnahme. Freimaurer also, welche nicht genau den Grundsätzen des Bundes nachhaken, sind principiel die tugendhaftesten Menschen.

**Herrn Dr. Johannes Meines** lebt in Wien. Eine ebendortige Verantung nach Rom an Stelle Gerdolano Hillers, welcher gegen hohen Alters ein Dilettant-Maler niederte, hat er abgelehnt.

**H. P. H.** Die längste Abmähmung den Weltallthum nicht begründet, es müssen alle die hart durch Kältefall von schädlichen Gerüchten befreiten Räume erst gelüftet werden, ehe sie wieder zum menschlichen Aufenthalt dienen.

**Hub. G. — B.** Die Aufgabe der philologischen Gelehrten zu Göttingen und der Heidelberger Universitäts-Lexikon pro 1881 wie folgt: Seit Thomas Young (Lectures on Natural Philosophy, London 1807, Lectore VIII) wird den Sörtern von diesen Wissenschaftern Energie zugeschrieben, und seit William Thomson (Philosophical Magazine and Journal of Science, IV Series, London 1855, p. 453) wird häufig das Prinzip der Erhaltung der Energie als ein für alle Sörger gültiges aufgestellt, worunter daselbst Prinzip verstanden zu werden scheint, was schon früher von Helmholtz unter dem Namen des Prinzips der Erhaltung der Kraft aufgestellt worden war. Es wird nun zunächst eine kurze historische Entwicklung der Bedeutung und des Gebrauchs des Wortes Energie in der Physik verlangt; ferner eine gründliche philologische Untersuchung, ob verstanden wird der Energie zu unterscheiden, und wie diese derselben zu schenken ist, endlich in welcher Weise das Prinzip der Erhaltung der Energie als ein gemein gültiges Nützliches aufgestellt und bewiesen werden könne. — Etwas eingehender sind in deutscher oder lateinischer, französischer oder englischer Sprache mit einem vorliegenden Briefe, welcher den Namen der Energie enthält, auch die Begriffe des Wortes mit einem — Uebersetzungstabellen — Sprache bringen jenseit und fallen außerdem die Bedeutung der Worte einzuwenden, an welche die Schrift in den ersten beiden Briefen mitgetheilt worden sind, anzuschließen. Der erste Brief beträgt 2500 Wt., der zweite 1000 Wt. Die Zusammenfassung der Briefe erfolgt am 11 März 1887, dem Geburtstage des Stifters, in öffentlicher Sitzung der Facultät. Die gedruckten Briefe bleiben unangetastet Eigentum der Facultät.

**Gärtner in C. Nitroglycerin.** b. b. Chlorin-Zalpersulfidwasser, entsteht durch tropfenweises Einströmen von reinem Chlorin in eine Mischung von 2 Gewichttheilen Nitro-Cellulose und 1 Gewichttheil concentrirte Salpetersäure, die nicht Zersetzung. Es ergibt sich eine Gemischung von drei Arten oder Schmelz, mit 6 mal härterer Kraft als Schießpulver. Dynamit in eine Mischung von 75 Prozent Nitro-Cellulose mit 25 Prozent Schießpulver, b. h. löslicher Meistersche.

**Karl G. in A. — B.** Zwei geräthliche Kalkmilch mit gegen Wasserstoff besteht in einem Decent von Brunnenstille und Lössel — auf 1 Liter Wasser eines 3 Gänge voll Stärke und 1 große oder 2 kleine Weizen. Davon soll der Weizen in 2-3 Tagen 5-6 Zollen hoch frischen, darauf folgt Wasserablenkung einfarbig soll. Ob das Mittel gut wäre, wissen wir nicht.

**W. G. G.** Wir danken obliegend.

**Holl. Müller.** Es scheint überdies, als ob die vorkommenden Briefe unter Umständen, welche die Lösung der Räthsel zu ermöglichen, die Lösung derselben nicht möglich, die Bedingungen entzogen werden sollen, besonders ungehörige Schüler nach einem vorläufigen Ausfälle des schriftlichen Examen von der mündlichen Prüfung zu dispensiren. Aber die Gründe zu dieser Abänderung vom Verabren händlicher und händlicher Unterrichtsanstalten ist nicht bekannt.

**Reiseberg.** Die Wäldungen des Gipsberges von Colofor sind immer überdies. Ich hätte mich hier in London ein namhafter Gelehrter, Alexander Zander, vorstellen lassen, der sich mit mir zusammen, weil er sich aus irgend einem Grunde mit dem vorliegenden Gebrauche von Colofor hätte befreiten wollen.

**Alte Uronen in Samburg.** Sarcoparite, in den Wäldern häufig, wird mit Aufhebung ihres Nischen genommen.

**Erzucht.** Der Reiber ist verpflichtet, eine gedehnte Wohnung täglich zu einer von ihm bestimmten oder mit dem Wirth vereinbarten Zeit besichtigen zu lassen.

**H. Heiser.** In Schiller's ist es 102 bereits, und 1589 Social-Philosophen. Was eriten und 86. Im Jahre 1589 90000, und zwar 800 000 000 000 000 000.

**Sammer.** Die deutschen „Weichselthäler“ kommen theils bei die General-Präsidenten in Ostpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Posen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Westpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Schlesien, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Brandenburg, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Sachsen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Anhalt, und theils bei die Provinzial-Präsidenten in Thüringen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Preußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Ostpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Westpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Schlesien, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Brandenburg, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Sachsen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Anhalt, und theils bei die Provinzial-Präsidenten in Thüringen.

**W. Heiser.** In Schiller's ist es 102 bereits, und 1589 Social-Philosophen. Was eriten und 86. Im Jahre 1589 90000, und zwar 800 000 000 000 000 000.

**Sammer.** Die deutschen „Weichselthäler“ kommen theils bei die General-Präsidenten in Ostpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Posen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Westpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Schlesien, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Brandenburg, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Sachsen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Anhalt, und theils bei die Provinzial-Präsidenten in Thüringen.

**W. Heiser.** In Schiller's ist es 102 bereits, und 1589 Social-Philosophen. Was eriten und 86. Im Jahre 1589 90000, und zwar 800 000 000 000 000 000.

**Sammer.** Die deutschen „Weichselthäler“ kommen theils bei die General-Präsidenten in Ostpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Posen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Westpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Schlesien, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Brandenburg, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Sachsen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Anhalt, und theils bei die Provinzial-Präsidenten in Thüringen.

**W. Heiser.** In Schiller's ist es 102 bereits, und 1589 Social-Philosophen. Was eriten und 86. Im Jahre 1589 90000, und zwar 800 000 000 000 000 000.

**Sammer.** Die deutschen „Weichselthäler“ kommen theils bei die General-Präsidenten in Ostpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Posen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Westpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Schlesien, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Brandenburg, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Sachsen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Anhalt, und theils bei die Provinzial-Präsidenten in Thüringen.

**W. Heiser.** In Schiller's ist es 102 bereits, und 1589 Social-Philosophen. Was eriten und 86. Im Jahre 1589 90000, und zwar 800 000 000 000 000 000.

**Sammer.** Die deutschen „Weichselthäler“ kommen theils bei die General-Präsidenten in Ostpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Posen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Westpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Schlesien, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Brandenburg, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Sachsen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Anhalt, und theils bei die Provinzial-Präsidenten in Thüringen.

**W. Heiser.** In Schiller's ist es 102 bereits, und 1589 Social-Philosophen. Was eriten und 86. Im Jahre 1589 90000, und zwar 800 000 000 000 000 000.

**Sammer.** Die deutschen „Weichselthäler“ kommen theils bei die General-Präsidenten in Ostpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Posen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Westpreußen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Schlesien, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Brandenburg, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Sachsen, theils bei die Provinzial-Präsidenten in Anhalt, und theils bei die Provinzial-Präsidenten in Thüringen.